Montag, 24. März 1986 - D * * *

Axel Springer Verlag AG. Postf. 10 08 64, 4300 Essen 1. Tel. 0 20 54 / 10 11
Wichtige Telefon-Nummern der WELT: Zentralredaktion Bonn (02 28) 304-1 / Anzeigenannahme Kettwig (0 20 54) 10 15 24 / Vertriebsabteilung Hamburg (040) 347-1 – Pflichtblatt an allen deutschen Wertpapierbörsen

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 70 - 13.W.- Preis 1,20 DM - 1 H 7109 A

Belgien 38,00 bfr, Dänemark 8,75 dkr, Frankreich 7,00 F, Griechenland 150 Dr, Großbritannien 65 p, Italien 1500 L, Jugoslawien 400,00 Din, Luxemburg 28,00 lfr, Niederlande 2,20 hfl, Norwegen 7,50 nkr, Österreich 14 öS, Portugal 115 Esc, Schweden 6,50 skr, Schweiz 2,00 sfr, Spanien 170 Pts, Kanarische Inseln 185 Pts.

Gerstenmaier gewürdigt: „Ein Mann der Tat"

gba. Bonn

Mit einem Staatsakt im Plenarsaal des Bundestages ist der in der vergangenen Woche im Alter von 79 Jahren verstorbene frühere Parlamentspräsident Eugen Gerstenmaier am Wochenende geehrt worden. Bundespräsident Richard von Weizsäcker sagte bei der Trauerfeier, Gerstenmaier „gehörte zu den Menschen, die Geist und Richtung unseres heutigen Staates maßgeblich mitgeprägt haben". Der Präsident hob die Bedeutung des christlichen Glaubensbekenntnisses des Verstorbenen für sein Handeln und sein Engagement im Widerstand gegen den Nationalsozialismus hervor. „Eugen Gerstenmaier war ein Wächter. Er war im Tiefsten ein Mann der Tat. Deshalb stieß er zum Widerstand und war am Tage des Attentats, am 20. Juli 1944, zusammen mit den Verschwörern in der Bendlerstraße in Berlin." Gerstenmaier habe sich im Letzten nicht durch staatliche Macht, sondern durch die Zusage Gottes gebunden gefühlt.

Bundeskanzler Helmut Kohl stellte den verstorbenen früheren Bundestagspräsidenten in eine Reihe mit den großen Politikern der Nachkriegszeit: „Auf seine Art ist Eugen Gerstenmaier – wie Konrad Adenauer, Theodor Heuss und Kurt Schumacher – ein Glücksfall für die deutsche Geschichte in der Mitte dieses Jahrhunderts. Er hat sie als schöpferischer Geist mitgeprägt und als Politiker Maßstäbe gesetzt." Die Bundesrepublik Deutschland habe mit ihm eine ihrer „großen Gründergestalten" verloren. Bundestagpräsident Philip Jenninger erinnerte an das zwanzigjährige parlamentarische Wirken Gerstenmaiers. Er habe maßgebend Anteil daran, daß unsere Republik im Volk fest verankert sei.

AN UNSERE LESER

Ein Totalausfall unseres elektronischen Textsystems hat die Produktion dieser Ausgabe erheblich behindert. Die WELT erscheint deshalb heute nur in stark verringertem Umfang und nicht in der gewohnten Qualität. Wir bitten unsere Leser um Verständnis.

Redaktion und Verlag

Stoltenberg erhebt schwere Vorwürfe gegen NRW-Justiz

Finanzminister zu Anzeige gegen Kohl: Wahrheit sollte vertuscht werden

DW. Bonn

Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg (CDU) hat die Ansicht vertreten, daß die Justiz in Nordrhein-Westfalen im Zusammenhang mit der Anzeige gegen Bundeskanzler Helmut Kohl versucht habe, den wirklichen Sachverhalt zu vertuschen. In einem Interview mit der WELT sagte der CDU-Politiker: „Es ist ein ganz ungewöhnlicher und weiterhin aufklärungsbedürftiger Tatbestand, wenn ein Generalstaatsanwalt das Ergebnis der sorgfältigen Votermittlungen der verantwortlichen Staatsanwälte zunichte macht, mit einer Weisung, für die er nach seinen letzten Äußerungen auch das Einvernehmen des SPD-Justizministers in Düsseldorf eingeholt hat." Stoltenberg prophezeite, daß die Wahrheit „schrittweise ans Licht" kommen werde. Darin erblicke er eine Belastung für die nordrhein-westfälische Landesregierung.

Für die nächste Legislaturperiode kündigte der Finanzminister eine Steuerentlastung in Höhe von 40 bis 45 Milliarden Mark an. Gleichzeitig verwies er jedoch darauf, daß dies nur möglich sei, wenn „Steuersubventionen auf breiterer Front abgebaut werden".

Als Ziel der Steuerkonzeption der Koalition nach 1987 nannte Stoltenberg einen „durchgehenden, linearen Progressionstarif". Damit sollen vor allem die mittleren Einkommensgruppen grundlegend entlastet werden. Der Spitzensteuersatz sei „nicht nur ein Problem für die relativ kleine Zahl von Gutverdienenden oder von Unternehmen, die ihn bezahlen müßten". Er wirke sich auch auf die Steuerbelastung der mittleren und unteren Einkommen, also auf den gesamten Tarifverlauf, aus.

Der Finanzminister bezeichnete es als „schlimme Fehlentwicklung" der sozial-liberalen Ära, daß der Anteil, den der Staat von der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung seiner Bürger beanspruche, von weniger als 40 Prozent auf 50 Prozent gestiegen sei. „Dadurch sind lebenswichtige private Investitionen in den 70er Jahren unterblieben", erklärte der Minister.

Dem bevorstehenden Wahlkampf sieht Stoltenberg mit einiger Gelassenheit entgegen. „Ich bin davon überzeugt, daß die große Mehrheit der Wähler die Bundestagswahl als eine politische Weichenstellung bis weit in die 90er Jahre hinein begreift. Da liegt unsere Chance. Wenn positive Ergebnisse im Laufe dieses Jahres stärker für viele Menschen erfahrbar sind, können wir eine klare Mehrheit für CDU/CSU und FDP erwarten."

Auf die Frage, ob es Image-Probleme für die Union gebe, antwortete Stoltenberg, die konträren Bewertungen „zu wichtigen, die Menschen bewegenden Fragen" aus dem Führungskreis der CDU/CSU führen vor allem „in der Vergröberung und Vereinfachung der elektronischen Medien gelegentlich zu Irritationen".

Seite 3: Das Interview

Mensch und Technik

PETER GILLIES

Was Arbeitskämpfe und andere Widrigkeiten des journalistischen Handwerks nicht geschafft haben, der Computertechnik ist es am gestrigen Sonntag gelungen: Ein Totalausfall unserer Computeranlage hat die Redaktion in die Knie gezwungen. DIE WELT erscheint nur mit einer „Notausgabe".

Hochtechnisierte Industrieunternehmen kennen das ausgeklügelte Sicherheits- und Alarmsystem für elektronische Steuerungen. Zeitungen sind jedoch eine höchstverderbliche Ware; die Spezialisten haben den Kampf trotz fieberhafter Bemühungen in den wenigen Stunden nicht gewinnen können.

Die Redaktionsmannschaft der WELT bittet ihre Leser in aller Form um Entschuldigung, wohl wissend, daß diese Beteuerung nur unzulänglich sein kann. Die Ohnmacht der Journalisten, die auch für diesen Montag wiederum mit interessanten Beiträgen bei Ihnen am Frühstückstisch präsent sein wollten, und an der Technik scheiterten, ist noch beklemmender als die Angst des Tormanns beim Elfmeter. Gutenbergs Nachgeborene mußten – wenn auch nur für (die leider entscheidenden) Stunden – vor dem Winzling „Chip" kapitulieren.

Mensch und Technik – ist es das Verhältnis des Herren zum Diener? Unsere arbeitsteilige Wirtschaft baut fest darauf. Aber diese Zeitung mußte gestern erfahren, daß es hundertprozentige Sicherheit nicht geben kann. Ein Sekundenbruchteil ließ das System Mensch-Technik erstarren, wie es auch bei der Challenger-Katastrophe nur ein technologischer Wimpernschlag war, der das vermeintlich perfekte Zusammenspiel sprengte.

Die WELT-Mannschaft verspricht Ihnen, verehrte Leser, für diesen Ausfall eine üppige journalistische Entschädigung. Wir werden in der nächsten Zeit mit vielen exklusiven Interviews, Analysen und Kommentaren für überreichlichen Ausgleich sorgen. Nochmals: Verzeihung.

OPEC einig über neue Quote

DW. Genf

Die Fachminister der 13 Mitgliedsstaaten der Organisation erdölexportierender Länder (OPEC) haben sich auf eine neue Gesamtförderquote des Kartells von 14 Millionen Barrel (je 159 Liter) täglich geeinigt. Die Minister haben anschließend damit begonnen, neue Förderquoten unter den einzelnen OPEC-Ländern aufzuteilen.

Damit wurde ein Kompromiß zwischen den Staaten erreicht, die auf der einen Seite eine drastische Senkung der Quoten gefordert und auf der anderen Seite höhere Produktionsmengen befürwortet hatten. Sie wollten mindestens die vor dem Preisverfall geltende Vereinbarung über 16 Millionen Barrel täglich beibehalten.

SED-Chef: SDI „Verschwörung"

D. D. Berlin

Als „Verschwörung" zwischen dem Pentagon und Bonn hat SED-Chef Erich Honecker das SDI-Abkommen bezeichnet. Er erklärte, daß durch das Abkommen die Verhandlungen zwischen der Sowjetunion und den USA belastet werden. Das Abkommen, so Honecker, werde die Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern und der Bundesrepublik Deutschland sowie mit der „DDR" erheblich „komplizierter gestalten".

Auf das Verhältnis der „DDR" zur Bundesrepublik ging Honecker wenige Tage nach seinen Begegnungen mit Bundeswirtschaftsminister Bangemann und Berlins Regierendem Bürgermeister Diepgen nicht ein.

Koalitionsstreit um Stand bei SDI

Kohl und Strauß verstimmt über FDP / Bangemann und Weinberger unterzeichnen

GÜNTHER BADING, Bonn

Der am Wochenende offen ausgetragene Streit zwischen den Koalitionspartnern CDU/CSU und FDP über den wahren Sachstand in den Verhandlungen über die deutsche Beteiligung an der SDI-Forschung wird die Unterzeichnung der beiden angestrebten Abkommen nicht beeinträchtigen. In der Bundesregierung geht man davon aus, daß Wirtschaftsminister Bangemann nach den ab heute in Washington laufenden letzten Detailverhandlungen noch in dieser Woche, voraussichtlich am Mittwoch, seine Unterschrift unter die gemeinsame Prinzipienerklärung zum Technologieaustausch und das „Memorandum of Understanding" zu SDI setzen wird. Für die amerikanische Seite werden beide Abkommen von Verteidigungsminister Weinberger unterzeichnet, der in einer Pressekonferenz nach der Tagung der Nuklearen Planungsgruppe (NPG) der NATO auf Befragen dem SDI-Abkommen ausdrücklich auch Militärcharakter bescheinigt hatte.

Verärgerung herrscht in der Koalition über ein Interview von FDP-Generalsekretär Haussmann, der bestritten hatte, daß nach der Aussprache des Bundeskanzlers mit US-Verteidigungsminister Weinberger in der vergangenen Woche die beiden Rahmenabkommen in allen wesentlichen Punkten geklärt seien. Haussmann hatte mit Blick auf das Treffen Kohls und Weinbergers auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr gesagt: „Es gibt noch eine ganze Reihe wichtiger Fragen, die nicht geklärt sind. Die lassen sich auch nicht auf dem Truppenübungsplatz klären, sondern eben nur vor Ort mit den Fachleuten."

Während am Samstag noch von einer „unglaublichen Unverschämtheit" die Rede war, hieß es gestern in der Umgebung des Kanzlers nur noch, Kohl sei etwas „sauer" gewesen.

In der Union verweist man darauf, daß weder der Kanzler noch jemand anderes die Erfolge Bangemanns in den Verhandlungen schmälern wolle. Kanzleramtschef Schäuble erklärte dazu, daß „im Januar kaum jemand geglaubt hätte, daß wir das jetzt Erreichte tatsächlich zustandebringen würden". Und Schäuble gab auch die Einschätzung, daß der bevorstehende erfolgreiche Abschluß der Verhandlungen über das allgemeine Technologieabkommen und die spezielle SDI-Vereinbarung „sowohl auf hartnäckiges Verhandeln Bangemanns als auch auf die Intervention des Kanzlers" zurückzuführen sei.

US-Manöver in der Großen Syrte

DW. Washington

Die USA haben Libyen darüber informiert, daß US-Kampfflugzeuge bis zum 1. April erneut Flugübungen in der Region nördlich der libyschen Küste planen. Bei den Operationen würde die vom libyschen Revolutionsführer Muammar Khadhafi proklamierte „Todeslinie" in der Großen Syrte überflogen, hieß es. An dem Manöver sind drei Flugzeugträger, die von Kriegsschiffen der 6. US-Flotte begleitet werden, beteiligt.

„DDR"-Häftlinge freigekauft

W. K. Bonn

Nach zweimonatiger Unterbrechung sind am Wochenende erstmals wieder Sammeltransporte mit von der Bundesregierung freigekauften politischen Häftlingen aus „DDR"-Strafanstalten im Notaufnahmelager Gießen eingetroffen. Es handelt sich nach Information der WELT um 123 Häftlinge. Die Zahl der Übersiedler ist im März gegenüber dem Vormonat gestiegen. Damit erfüllt die „DDR" Zusagen aus dem vergangenen Jahr.

SPD warnt vor WAA-Demonstration

DW. Bonn

Der SPD-Politiker und Vorsitzende des Innenausschusses des Bundestages, Axel Wernitz, hat seinen Parteifreunden empfohlen, nicht an den Oster-Demonstrationen am Baugelände der geplanten Wiederaufarbeitungsanlage (WAA) im oberbayerischen Wackersdorf teilzunehmen. Atomkraftgegner hatten dazu aufgerufen, „Ostern ins Wackerland" zu kommen. Gleichzeitig wurden Anleitungen verbreitet, wie der Sicherheitszaun zu demontieren ist.

Verteidiger: Es war Mord

DW. Voghera

Der wegen Anstiftung zum Mord zu lebenslanger Haft verurteilte frühere Großbankier Michele Sindona (65), der seit Donnerstag vergangener Woche nach der Einnahme von Zyankali in der Haftanstalt in Voghera im Koma lag, ist am Samstag an Herzversagen gestorben. Inzwischen ist Kritik an den Behörden laut geworden. Der Verteidiger Sindonas, Oreste Dominiani, erklärte, sein Mandant habe nicht Selbstmord begangen, sondern sei vergiftet worden.

Spanien gibt in NATO Beobachterstatus auf

Bei der nächsten Tagung als gleichberechtigtes Mitglied

rmc. Bonn

Nach dem Ende der 39. Tagung der Nuklearen Planungsgruppe in Würzburg herrscht in der NATO ein seit langem nicht mehr registriertes Gefühl der Harmonie. Erleichterung gibt es vor allem darüber, daß die Allianz selbst die schwierigsten Themen im Einvernehmen behandeln konnte.

Als bemerkenswert gilt vor allem, daß das für mehrere Jahre die NATO belastende Thema „Doppelbeschluß" und „Nachrüstung" nun bereits routinemäßig abgehandelt wurde. Die Minister nahmen einen Bericht über den Fortgang der Stationierung von Marschflugkörpern in der Bundesrepublik, Belgien und den Niederlanden entgegen. Fazit: Der Zeitplan wird eingehalten.

Ebenso gleichmütig reagierten sie auf die Bemerkungen von US-Verteidigungsminister Weinberger, nach denen SDI für Washington kein Verhandlungsgegenstand bei den Genfer Gesprächen mit der Sowjetunion sei.

Auch wenn ein berufendes Mitglied der US-Regierung den in Europa gehegten Erwartungen über SDI als Tauschobjekt für ein wie auch immer geartetes sowjetisches Entgegenkommen bei der Reduzierung der strategischen Offensivrüstung ein Ende setzte, äußerten die Verteidigungsminister in Würzburg keinerlei Widerspruch. Weinberger unterstrich vielmehr, SDI habe als Forschungsauftrag für die Regierung und für Präsident Reagen „höchste Priorität".

USA nennen Atomtest unvermeidlich

Moskau spricht von „militaristischer Aktion" / Kritik im Kongreß

wth, Washington

Die USA haben am Samstag ihren ersten unterirdischen Nukleartest dieses Jahres durchgeführt. Die Explosion ereignete sich in einem etwa 700 Meter tiefen Schacht auf einem Testgelände 130 Kilometer nördlich von Las Vegas. Das Testobjekt hatte eine Sprengkraft von 130 Kilotonnen, also etwa zehnmal soviel wie jene Atombombe, die Hiroshima zerstörte.

Der Test fand, wie erwartet, ein starkes politisches Echo. Moskau verurteilte ihn als eine „militaristische Aktion". Im amerikanischen Kongreß hatten bis zur letzten Minute 63 Abgeordnete beider Häuser und beider Parteien versucht, den Test zu stoppen. Sie argumentierten, daß er zum gegenwärtigen Zeitpunkt unnötig sei und den nächsten Gipfel mit Ronald Reagan und Michail Gorbatschow gefährde.

Gorbatschow hatte im Juli des vergangenen Jahres ein unilaterales sechsmonatiges sowjetisches Test-Moratorium bekanntgegeben, das er am Jahresbeginn so lange verlängerte, wie die USA von Nukleartests absehen. Der letzte amerikanische Nukleartest vor dem gestrigen hatte am 28. Dezember des vergangenen Jahres stattgefunden. Man nimmt in Washington an, daß die Sowjets bereits innerhalb weniger Wochen ihre eigenen Tests wiederaufnehmen werden.

Die Reagan-Administration argumentierte, daß Tests für sie, aber auch für die Sowjets selbst, unausweichlich sind, solange die Strategie der Abschreckung existiert. Ein Teststopp sei außerdem fragwürdig, solange die Sowjets sich jeder wirksamen Kontrolle widersetzten.

Im Weißen Haus weist man die Behauptung einiger Kongreßmitglieder zurück, daß Präsident Reagan mit dieser Explosion zugleich den geplanten Gipfel mit Gorbatschow torpediert habe. Obwohl noch kein Gipfeltermin vereinbart wurde, arbeitet man in Wahington intensiv an den politischen Vorbereitungen dieses Gipfels. Washington ist dabei bereit, auch das Thema der Nukleartests zu diskutieren, wird das Schwergewicht jedoch nicht auf Teststopps, sondern auf wirksame Kontrollen und Überwachungen dieser Tests legen.

Dublin läßt Terroristin frei

DW. Dublin

Die Freilassung der in Großbritannien meistgesuchten angeblichen IRA-Terroristin Evelyn Glenholmes durch die irische Justiz hat zu einer Verstimmung zwischen Dublin und London geführt. Die 27jährige soll an zwei Bombenattentaten in London beteiligt gewesen sein, bei denen drei Menschen ums Leben kamen. Außerdem werden ihr Mordversuch und illegaler Waffen- und Sprengstoffbesitz vorgeworfen.

Kompromiß um „Contra-Hilfe"

DW. Washington

US-Präsident Reagan bleibt bei seiner Forderung nach einer militärischen und humanitären Hilfe für die „Contras". Das absolute Minimum, dem er zustimmen könne, sei, die Auszahlung von 75 Millionen Dollar um drei Monate aufzuschieben. Die 25 Millionen Dollar für Verpflegung, Arzneien und Luftabwehrwaffen müßten jedoch sofort freigesetzt werden. Am Donnerstag wird über den Antrag erneut beraten.

Giftiger Wein: Fünf Tote

DW. Rom

Fünf Menschen starben bisher in Italien an vergiftetem Wein, 15 Männer und Frauen, die große Mengen von mit Methylalkohol versetztem Wein getrunken hatten, liegen mit Vergiftungen in Krankenhäusern. Die Polizei, die ihre Ermittlungen bisher auf Norditalien konzentriert hatte, dehnte ihre Nachforschungen auf Süditalien aus. Gegen zwei Weinhändler wurde inzwischen Haftbefehl erlassen. Die Reaktionen auf den Weinskandal in Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland haben unter den italienischen Winzern erhebliche Unruhe ausgelöst. Italienische Weinerzeuger protestierten am Wochenende dagegen, daß das Bonner Bundesgesundheitsministerium am Freitag von dem Genuß von Weinen aus Apulien und Piemont gewarnt hat.

Deutsche auf Korsika Geiseln

DW. Paris

Drei Sprengsätze haben in der Nacht zum Sonntag das Ferienzentrum „Marina Viva" in Porticcio bei Ajaccio an der Westküste von Korsika teilweise zerstört. Im Verlauf eines Überfalls, der vermutlich von Terroristen der Separatistenorganisation FLNC verübt wurde, wurden auch vier deutsche Touristen als Geiseln genommen.

Sie blieben, ebenso wie der als Geisel genommene Hotelverwalter und seine Familie, unversehrt.

Einer der beiden Libanesen, die am Donnerstag in Paris bei einem Bombenattentat auf dem Champs-Elysees getötet worden sind, wär der Freund eines in Frankreich inhaftierten mutmaßlichen Terroristen aus Libanon. Das teilte die Polizei mit.

Assad erwartet Hilfe von Strauß

Lm. Damaskus

Der CSU-Vorsitzende und bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß ist gestern in Damaskus zu einem ersten Vieraugengespräch mit dem syrischen Präsidenten Hafiz Assad zusammegetroffen. Themen des Gesprächs waren die allgemeine Lage in Nahost, die in Libanon im besonderen sowie die akute wirtschaftliche Krise, in der sich Syrien zur Zeit befindet. Andeutungsweise hieß es auch, die Vermittlungsmission des CSU-Vorsitzenden hätte zudem noch die Befreiung der letzten drei israelischen Kriegsgefangenen zum Ziel. Die befinden sich in der Hand der pro-syrischen Abu-Nidal-Gruppe.

Große Erwartungen setzen die Syrer auch in die Fähigkeit von Strauß, wirtschaftliche Kontakte und Hilfe zu vermitteln. Syrien befindet sich in ernsten Zahlungsschwierigkeiten, die Devisenreserven sind unter 50 Millionen Dollar gesunken.

Lafontaine für NATO-Austritt

UR. Saarbrücken

Der saarländische Ministerpräsident Oskar Lafontaine hat angekündigt, im Falle einer Regierungsübernahme der SPD in Bonn werde „der Beschluß der SPD vollzogen, die Mittelstreckenraketen, die neu aufgestellt worden sind, wieder zurückzuziehen". Lafontaine, der gestern in Saarbrücken beim Landesparteitag der Saar-SPD mit mehr als 98 Prozent der Stimmen im Amt des Landesvorsitzenden bestätigt wurde, plädierte für einen Austritt der Bundesrepublik Deutschland aus der militärischen Integration der NATO und für die Schaffung von atomwaffenfreien Zonen.

CDU-Sprecher Jürgen Merschmeier warf Lafontaine vor, seine Forderung nach Austritt aus der militärischen Integration der NATO sei genau das Gegenteil des Bekenntnisses, das SPD-Kanzlerkandidat Johannes Rau in Washington abgegeben habe.

Aquino-Appell an Rebellen

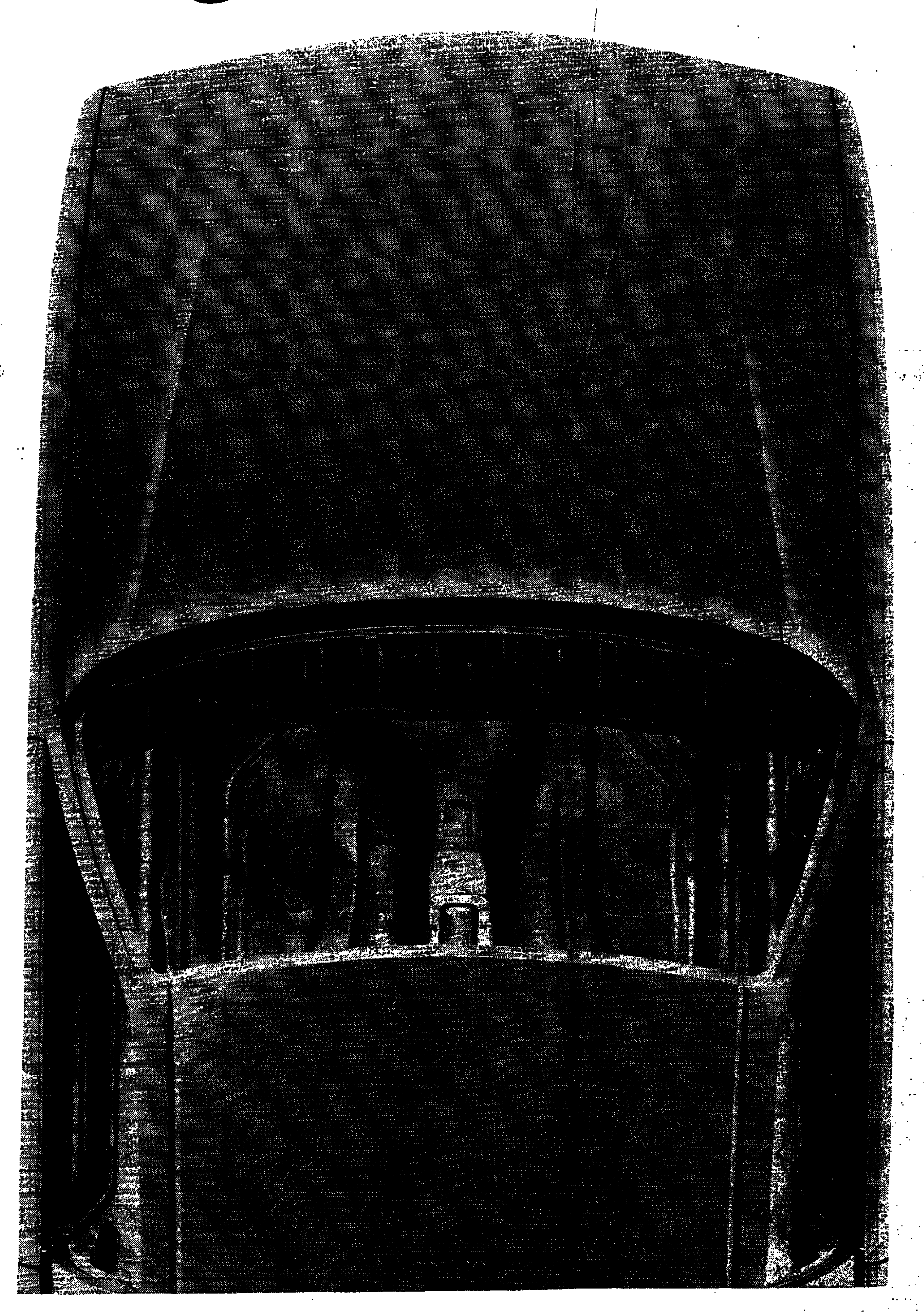
DW. Manila

Fast einen Monat nach ihrem Amtsantritt sieht sich die philippinische Präsidentin Corazon Aquino dem anhaltenden Widerstand der kommunistischen Rebellen gegenüber. Am Wochenende appellierte sie an die Partisanen der „New People's Army" (NPA), den Kampf aufzugeben und sich am Aufbau des Landes zu beteiligen.

Nach Angaben der „Washington Post" hat eine US-Regierungsdelegation Manila zusätzliche Hilfeleistungen von 150 Millionen Dollar empfohlen. Die Presse in Manila berichtete, das Militär habe bei engen Vertrauten des ehemaligen Präsidenten Marcos Videoaufnahmen von der Ermordung des Oppositionsführers Benigno Aquino sichergestellt. Die Streiks des Zivilpersonals bei den US-Streitkräften weiteten sich auf sämtliche Stützpunkte aus, 13 Personen wurden verletzt.

F

Ein Argument auf Dauer. Audi 100, Audi 200 mit vollverzinkter Langzeit-Karosserie.



Die Karosserie eines Automobils wird heute ständig durch schädliche Umwelteinflüsse, Splitt, Steinschlag und Wetterkapriolen angegriffen. Die Folge: Korrosion ist beim TÜV Thema Nr. 1. Denn in der Mängelstatistik rangiert dieses Thema ganz oben.

Audi hat als erster Automobilhersteller für Serienlimousinen ein ganz entscheidendes Argument dagegenzusetzen. Und zwar auf Dauer.

Denn der Audi 100, Audi 200 und die Avant-Modelle sind die ersten Reiselimousinen, die als vollwirksames Mittel gegen Korrosion eine vollständig verzinkte Karosserie mit auf den Weg bekommen haben. Ein Schutzsystem selbst für die aggressivsten klimatischen Gegenden.

Mit der Vollverzinkung, dem aufwendigsten Langzeitschutz, hat Audi den Wert und den Wiederverkaufswert deutlich gesteigert.

Erfahren Sie alles über die neuen Werte im Automobilbau.
Bei Ihrem V.A.G Partner.

Audi

Vorsprung durch Technik

„Wir müssen die viel zu stark ansteigende Belastung für die mittleren Einkommensgruppen grundlegend verringern". Dieses wichtige Ziel hat sich Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg (CDU) für die nächste Legislaturperiode gesetzt. In einem Interview mit der WELT bezeichnete es der Finanzpolitiker als unerträglich, „wenn auch Arbeitnehmer mit einem steuerpflichtigen Einkommen von 30 000 bis 50 000 Mark heute bei beruflichem Aufstieg, bei Mehrleistung oder dem Ergebnis von Tarifverhandlungen mit einer Steuer- und Abgabenlast von 40, 50 oder 60 Prozent auf das zusätzliche Einkommen getroffen werden". Gleichzeitig betonte der Minister, daß „ein anspruchsvolles Steuerentlastungs-Konzept" nur dann verwirklicht werden könne, wenn weiterhin „Ausgabendisziplin" herrsche. „Wir müssen also auch mittelfristig den Ausgabenzuwachs beim Bund unter drei Prozent jährlich halten". Das Gespräch mit dem Bundesfinanzminister führte Manfred Schell.

„Eine Steuerentlastung von 40 bis 45 Milliarden Mark"

WELT: Herr Minister, es hat in den zurückliegenden Tagen Diskussionen über die Steuerkonzeption der Koalition in der nächsten Legislaturperiode gegeben. Welche Grundlinien verfolgen Sie als Bundesfinanzminister?

Stoltenberg: Die Grundlinien sind klar erkennbar. Sie gehen aus von den einstimmigen Beschlüssen der CDU-Parteitage von Stuttgart und Essen und entsprechenden Überlegungen bei der CSU und auch der *FDP. Im Mittelpunkt aller Debatten* steht das *Ziel* eines durchgehenden linearen Progressionstarifs. Das ist ein technischer Ausdruck, aber mit ihm verbindet sich eine wichtige Reformvorstellung: *Wir müssen die viel* zu stark ansteigende Belastung für die mittleren Einkommensgruppen grundlegend verringern. Auch Arbeitnehmer mit einem steuerpflichtigen *Einkommen von 30 000, 40 000* und 50 000 Mark, wie Selbständige, werden heute bei beruflichem Aufstieg, bei Mehrleistung oder dem Ergebnis von Tarifverhandlungen mit einer Steuer- und Abgabenlast von 40, 50, ja manchmal von 60 Prozent auf das zusätzliche Einkommen unerträglich getroffen. Dazu gehört eine spürbare Anhebung des Grundfreibetrages *für die* unteren Einkommensgruppen, höhere Kinderfreibeträge, aber auch eine gewisse Entlastung bei den spezifischen Unternehmensteuern.

Wir wollen die Gesellschafts- und Börsenumsatzsteuer abschaffen, weil sie die starke Entwicklung des Dienstleistungssektors bei Banken und Versicherungen hemmt. Investitionen, die in Deutschland wichtigsind, gehen heute teilweise ins Ausland. Wir wollen bei den ertragsunabhängigen Steuern eine Entlastung verwirklichen.

WELT: Gibt es eine Größenordnung für das Gesamtprogramm?

Stoltenberg: Man wird, je nach der endgültigen Ausgestaltung, von einer Steuerentlastung von 40 bis 45 Milliarden Mark auszugehen haben. Sie ist nur möglich, wenn Steuersubventionen auf breiterer Front abgebaut werden.

> „Aber Politiker müssen vorausschauen, wenn wir überlegen, welche zentralen Herausforderungen die nächsten 15 Jahre bestimmen, dann müssen wir uns vor allem auf einen härteren internationalen Wettbewerb einstellen. Das ist eine gewaltige Herausforderung."

WELT: Wie denken Sie über den Spitzensteuersatz?

Stoltenberg: Die Parteitagsbeschlüsse der CDU haben diese Frage offengelassen. Es gibt darüber noch unterschiedliche Einschätzungen. Ich will darüber eine interne Meinungsbildung herbeiführen. Ich halte nichts davon, wenn, wie in den letzten Tagen geschehen, die Auffassungen in *der Union* per Interviews ausgetragen werden. Der Spitzensteuersatz ist ja der Eckpunkt eines Tarifs, nicht nur ein Problem für die relativ kleine Zahl von Gutverdienenden oder von *Unternehmen*, die ihn bezahlen müssen. Er wirkt sich auch auf die Steuerbelastung der mittleren und unteren Einkommen, also auf den gesamten Tarifverlauf aus. *Außerdem müssen* wir die Körperschaftsteuer einer niedrigeren Einkommen- und Lohnsteuer anpassen. Das ist ein anspruchsvolles Programm, von dem ich nur die Hauptelemente genannt habe.

WELT: Wollen Sie diese Aufgabe als Bundesfinanzminister realisieren oder können Sie sich vorstellen, daß Sie nach der Bundestagswahl 1987 ein anderes Amt bekleiden?

Stoltenberg: Ich halte nicht viel von Personalspekulationen für die Zeit *nach der Bundestagswahl*. Wir müssen zunächst einmal alle Kräfte darauf konzentrieren, einen überzeugenden Wahlerfolg zu schaffen. Im Laufe dieses Jahres werden die positiven *wirtschaftlichen Daten, die Erfolge* unserer Stabilitätspolitik nachhaltiger das öffentliche Klima bestimmen als in den Wintermonaten. Wir wollen mit unserem Bundeskanzler Helmut Kohl *in die Wahl* gehen. Nach der Wahl wird der Bundeskanzler, wie es die Verfassung vorschreibt, ein Kabinett bilden. Ich sehe keinen Grund, über Kabinettspositionen öffentlich zu reflektieren.

> „Man wird, je nach der endgültigen Ausgestaltung, von einer Steuerentlastung von 40 bis 45 Miliarden Mark auszugehen haben. Sie ist nur möglich, wenn Steuersubventionen auf breiterer Front abgebaut werden."

WELT: Einher mit Ihren Überlegungen für eine Steuerkonzeption gehen die Arbeiten für den Bundeshaushalt 1987. Wird der Konsolidierungskurs beibehalten oder wird er, wie manche es fordern, aufgeweicht?

Stoltenberg: Wir können ein anspruchsvolles Steuerentlastungs-*Konzept* nur verwirklichen, wenn weiterhin Ausgabendisziplin herrscht. Wir müssen also auch mittelfristig den Ausgabenzuwachs beim Bund unter drei Prozent jährlich halten. Das ist nicht, wie einige Kritiker meinen, Fiskalismus oder ein einseitiges Starren auf die Neuverschuldungsrate, es ist Teil einer langfristigen Strategie zur Stärkung unserer Volkswirtschaft und zur Lösung unserer Arbeitsmarktprobleme. Wir müssen den überhöhten Staatsanteil zurückführen. Zu den schlimmen Fehlentwicklungen der sozialliberalen Ära gehörte, daß der Anteil, den der Staat von der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung seiner Bürger beanspruchte, von weniger als 40 Prozent auf 50 Prozent gestiegen ist. Dadurch sind lebenswichtige private Investitionen in den siebziger Jahren unterblieben. Dies hat zur Verschlechterung unserer Arbeitsmarktsituation bereits vor der Rezession 1981 beigetragen. Wir müssen also den privaten Sektor stärken.

WELT: Es gibt, was den Konsolidierungskurs betrifft, auch kritische Bemerkungen in der Union, die besagen, mit einer Sparpolitik könne man keine Wähler begeistern...

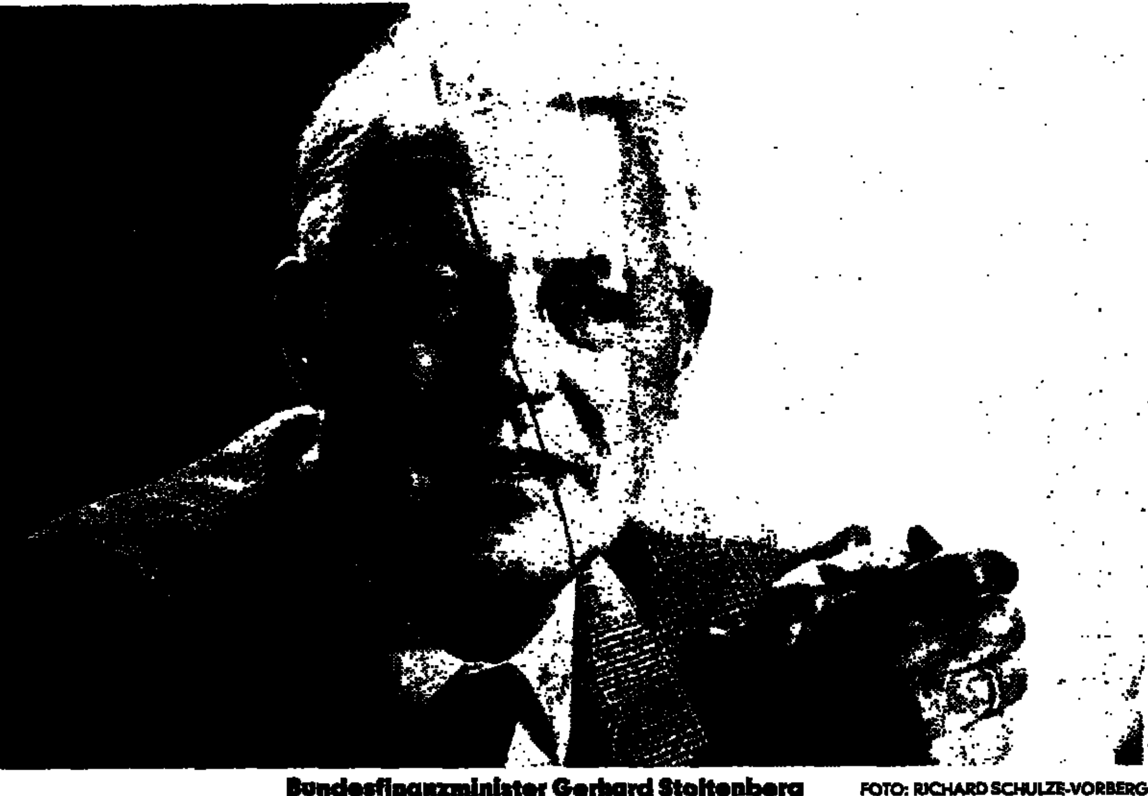
Stoltenberg: Wir haben ja wichtige neue Schwerpunkte gesetzt. Zur Bilanz der letzten dreieinhalb Jahre gehört:

1. Wir haben nach dem Regierungswechsel die von der SPD zusammengestrichenen öffentlichen Investitionen, vor allem in der Regionalpolitik, erhöht. Das war für die Arbeitsmarktentwicklung wichtig.

2. Wir haben in dem von der SPD grob vernachlässigten Bereich der Familienpolitik gehandelt. Durch die Verbindung Kinderfreibeträge und Steuerrecht, Gleichberechtigung aller Frauen beim Erziehungsgeld, Kindergeldzuschlag und weitere flankierende Maßnahmen sind acht Milliarden Mark zusätzlich für die Familien mobilisiert worden.

3. Durch unsere Entscheidungen sind erheblich bessere Bedingungen und beträchtliche zusätzliche Mittel für die berufliche Mobilität und Qualifikation zur Verfügung gestellt worden. Wir würden unsere eigene Politik mißverstehen, wenn wir sie nur als eine einseitige, auf Einsparungen orientierte Konzeption darstellten.

Aber Politiker müssen vorausschauen. Wenn wir überlegen, welche zentralen Herausforderungen die nächsten 15 Jahre bestimmen, dann müssen wir uns vor allem auf einen härteren internationalen Wettbewerb einstellen. Das ist eine gewaltige Herausforderung für die Bundesrepublik Deutschland, wenn sie als moderne Wirtschaftsnation mit einem guten Lebensstandard für die Bürger und einem stabilen System sozialer Sicherung Zukunft haben will. *Das ist* nicht durch die Aussteigermentalität der Grünen und Alternativen zu lösen, das ist auch nicht durch die verfehlten Rezepte der SPD zu beantworten. Sie *gießt nur alten Wein in* neue Schläuche, nur die Etiketten verändern sich. Im Grunde ist das, was die SPD anbietet, nichts anderes als die sozialistische Konzeption der *siebziger Jahre, die uns in die Wirt*schaftskrise und in die Massenarbeitslosigkeit geführt hat.



Bundesfinanzminister Gerhard Stoltenberg FOTO: RICHARD SCHULZE-VORBERG

WELT: Sind die Erfolge der Bundesregierung auf dem Gebiet der Finanz- und Wirtschaftspolitik dem Bürger plausibel genug gemacht worden?

Stoltenberg: Sie sind zeitweise überlagert worden durch andere Sorgen, Probleme und auch manche vermeidbaren Turbulenzen. Wenn ich mit meinen ausländischen Kollegen, bedeutenden Ökonomen und Experten der westlichen Industrieländer rede, muß ich ihnen immer wieder sagen, die Situation der Bundesrepublik Deutschland ist gut, aber nicht so *glänzend*, wie *ihr sie darstellt*. Wir werden zum Teil aufgrund der hervorragenden Gesamtdaten sogar überschätzt, auch von solchen, die daraus finanzielle Forderungen ableiten wollen. Eine Arbeitslosigkeit von 2,5 Millionen ist trotz erfreulich steigender Beschäftigung eine erhebliche Last. Die Orientierungskrise der Landwirtschaft ist ein schweres Problem, nicht nur für die betroffenen Bauern. Ich denke auch an den Schiffsbau und an die mühsamen Anpassungsprobleme der Bauwirtschaft. Aber der Gesamttrend ist positiv und macht mehr Menschen Mut. Wir müssen in Bonn dafür sorgen, daß wir mögliche Kontroversen und Konflikte, die es immer einmal geben *kann, in einer Form* austragen und klären, daß im täglichen Nachrichtenbild die wesentlichen Themen nicht verlorengehen.

WELT: Die Problematik der EG, vor allem mit den Bauern, macht der Regierung zu schaffen...

Stoltenberg: Weil die notwendigen Reformen um 1980 versäumt wurden, sind die gewaltigen Überschußprobleme auf dem europäischen Agrarsektor nicht kurzfristig lösbar. Es ist eine *fatale Situation*, wenn die Kosten für den Agrarmarkt sprunghaft steigen und immer weniger davon im Einkommen der Bauern wirksam wird. Wir drängen auf Strukturveränderungen *in der europäischen* Agrarpolitik, aber wir müssen uns darauf einstellen, daß eine gewisse Zeit mehr Mittel erforderlich sind als wir selbst vor einem oder vor zwei *Jahren angenommen haben*. Deshalb muß die EG eine Fülle ehrgeiziger neuer, finanzwirksamer Projekte in anderen Bereichen zunächst zurückstellen. Man muß erst die Lasten der *Vergangenheit* bewältigen und dann kann man sich darüber unterhalten, welcher Spielraum für neue Felder vorhanden ist. Sollte die EG, was nach dem Bericht der Kommission nicht ausgeschlossen werden kann, 1987 in eine Finanzkrise kommen, dann wird das auch politische Schwierigkeiten mit sich bringen. *Dies kann niemand wünschen*. Nur die Vorstellung mancher in Brüssel, daß die Mitgliedsstaaten Jahr für Jahr mehr Milliarden ihrer Steuereinnahmen übertragen, ist eine Illusion. Für *uns hat eine Politik, die Steuer*senkungen ermöglicht, absoluten Vorrang vor neuen Ausgabenprogrammen, die jetzt in Brüssel vorgeschlagen werden.

WELT: *Sind Sie darauf vorbereitet*, daß für die Bauern erneut in die nationale Tasche gegriffen werden muß?

Stoltenberg: Wir diskutieren in der Vorbereitung des Bundeshaushaltes 1987 einige Schwerpunkte, das ist richtig. Aber es ist zu früh, jetzt konkrete *Größenordnungen* zu nennen.

WELT: Bundeslandwirtschaftsminister Kiechle steht im Feuer. Hat er in Ihnen eine Stütze?

Stoltenberg: Jeder Kollege hat in mir eine Stütze. Aber ich *kann nicht* alle Wünsche von Ressorts querschreiben, weil sonst die Politik der Gesundung der Wirtschaft und der Staatsfinanzen gefährdet wäre. Vor allem *will ich nicht, daß wir den Spielraum* für die große Steuerentlastung verlieren. Wir müssen uns über ganz klare Prioritäten für die nächsten vier Jahre verständigen. Die wirtschaftliche *Gesundung und die Bekämpfung der* Arbeitslosigkeit sind die wichtigsten Aufgaben der kommenden vier Jahre. Wir werden in den kommenden vier Jahren daran gemessen, ob es in *Verbindung mit einer erfolgreichen* Wirtschafts- und Finanzpolitik zu einem deutlichen Rückgang der Arbeitslosigkeit kommt. In ein solches Konzept müssen alle anderen wichtigen Fragen, von der Landwirtschafts- bis hin zur Familien- und Sozialpolitik eingeordnet werden.

WELT: Sind diese Prioritäten in der Koalition insgesamt konsensfä*hig*?

Stoltenberg: Im Grundsatz ja. Man muß nur im Alltag mit der Fülle an Problemen, Forderungen und auch Gruppeninitiativen darauf achten, *daß das nicht nur ein Vorsatz bleibt*.

WELT: Welche Schlußfolgerungen muß die Union aus dem Kommunalwahlergebnis in Schleswig-Holstein ziehen?

Stoltenberg: Das Ergebnis war für uns enttäuschend. Nur: Die SPD hat keinen spektakulären Erfolg gehabt, das ist falsch interpretiert worden. Sie hat mit 40,3 Prozent nicht einmal den Durchschnitt ihrer Landtags- und Kommunalwahlen der letzten 15 Jahre erzielt. Der Ausgang der Wahl ist geprägt durch eine große Wahlenthaltung in Stadt und Land und ein beachtenswertes Ergebnis für die *Grünen. Beides halte ich für einen* Ausdruck von Parteienverdrossenheit. Die anrüchige Methode der ständigen Verdächtigung in Verbindung mit Parteispenden, der Versuch, dieses Thema zu einer antikapitalistischen Systemkritik mit gehässigen Unterstellungen gegenüber führenden Politikern wie dem Bundeskanzler zu mißbrauchen, hat einige Spuren hinterlassen. Ich hoffe, daß es jetzt, nachdem der Flick-Untersuchungsausschuß seinen Bericht vorgelegt hat und darüber debattiert worden ist, zumindest zwischen den traditionellen demokratischen Parteien wieder zu einer sachbezogenen Form der Auseinandersetzung kommt.

WELT: Gibt es Imageprobleme der Union?

Stoltenberg: Wenn aus dem Führungskreis der CDU/CSU zu wichtigen, die Menschen bewegenden Fragen konträre Bewertungen vorgenommen werden, führt das vor allem in der Vergröberung und Vereinfachung der elektronischen Medien gelegentlich zu Irritationen. Wir müssen zwei Dinge miteinander verbinden: Erstens die offene Diskussion in der Union als Volkspartei, und zweitens sind wir darauf angewiesen, daß einmal getroffene Entscheidungen einvernehmlich vertreten werden.

WELT: Wie muß die Union ihren Bundestagswahlkampf anlegen?

Stoltenberg: Ich stimme Helmut Kohl zu, wenn er von einer Richtungswahl spricht. Seit 1949 machen wir die Erfahrung, daß die jeweils in Bonn Verantwortlichen bei Landtags- und Kommunalwahlen gewisse Schwierigkeiten haben. Das gilt besonders, wenn man in einer schwierigen Zeit regiert. Ich bin davon überzeugt, daß die große Mehrheit *der Wähler die Bundestagswahl* als eine politische Weichenstellung bis weit in die neunziger Jahre hinein begreift. Da liegt unsere große Chance. Wenn wir die Grundsatzentscheidungen unserer Politik überzeugend begründen können, wenn positive Ergebnisse im Laufe dieses Jahres stärker für viele Menschen erfahrbar sind, können wir mit einer starken Mobilisierung rechnen und eine klare Mehrheit für CDU/CSU und FDP erwarten.

> „Im Grunde ist das, was die SPD anbietet, nichts anderes als die sozialistische Konzeption der siebziger Jahre, die uns in die Wirtschaftskrise und in die Massenarbeitslosigkeit geführt hat."

WELT: Wie wird sich die Auseinandersetzung der Union mit der SPD und deren Kandidaten Rau darstellen?

Stoltenberg: Wenn wir von einer Richtungswahl ausgehen, müssen wir die grundsätzlichen Themen in den Vordergrund der Diskussion stellen. Das sind neben den zentralen Fragen der Finanz-, Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik natürlich auch Themen der Außen- und Sicherheitspolitik. Zu den großen *Leistungen Helmut Kohls* gehört es, daß er trotz einer emotionalen Mobilisierung starker Gegner den Nachrüstungsbeschluß konsequent durchgesetzt hat. Das hat auch öffentliche Meinung geprägt in unserem Land. Das hat zu einer tiefgreifenden Veränderung zu unseren *Gunsten geführt. Die große* Mehrzahl der Bürger bejaht unverändert das Atlantische Bündnis, eine durchaus selbstbewußte, aber feste Verbindung mit den USA. Im*mer mehr Menschen erkennen* auch, daß wir von dieser Grundlage her gesprächs- und verhandlungsfähig gegenüber Ost-Berlin und Moskau sind. Wir können hier *nicht mit spektakulären Erfolgen* aufwarten, aber das geduldige Bemühen um begrenzte Verbesserungen um die Menschen im geteilten Deutschland wird anerkannt.

> „Wir müssen uns über ganz klare Prioritäten für die nächsten vier Jahre verständigen. Die wirtschaftliche Gesundung und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sind die wichtigsten Aufgaben der kommenden vier Jahre."

WELT: Rau hat angekündigt, daß er im Falle eines Wahlerfolges eine Reihe von Gesetzen rückgängig machen will...

Stoltenberg: Rau hat seine unseriösen Versprechungen nach heftiger Kritik in seinen eigenen Reihen relativiert. Die SPD versucht, Rau aus der Diskussion um die großen Sachfragen der deutschen Politik herauszuhalten. Sie weiß, daß seine Kompetenz in Sachfragen erschreckend schwach ist. Sie versucht, durch Sympathiewerbung Stimmung für ihn zu schaffen. Es wird Herrn Rau nicht möglich sein, in den letzten sechs Monaten vor der Bundestagswahl in der Unverbindlichkeit zu bleiben, in der er sich jetzt bewegt.

WELT: Die nordrhein-westfälische Justiz ist durch die Art und Weise, wie sie intern auf eine Anzeige gegen den Bundeskanzler reagiert hat, in *den Verdacht geraten*, sie lasse sich parteipolitisch mißbrauchen. Wie beurteilen Sie diesen Vorgang?

Stoltenberg: Ich habe als langjähriger Ministerpräsident in diesem Bereich Erfahrungen. Es ist ein ganz ungewöhnlicher und weiterhin aufklärungsbedürftiger Tatbestand, wenn ein Generalstaatsanwalt das Ergebnis der sorgfältigen Vorermittlungen der verantwortlichen Staatsanwälte zunichte macht mit einer Weisung, für die er nach seinen letzten Äußerungen auch das Einvernehmen des SPD-Justizministers in Düsseldorf eingeholt hat. Man hat versucht, den wirklichen Sachverhalt zu vertuschen. Er kommt schrittweise ans Licht und ist weiter aufklärungsbedürftig. Ich erblicke darin eine Belastung für die nordrhein-westfälische Landesregierung.



Ab jetzt fällt
jedes Rennen flach.
Doch was jetzt läuft, wird der Sportsfreund begrüßen: Philips hat den flachen Bildschirm („FSQ") entwickelt und in alle TV-Formate eingebaut. Der „Bildschirm" wurde zur „Bildfläche". Eckig und vor allem flach – wie eine Kinoleinwand. Damit die deutsche Leichtathletik endlich auf ganzer Fläche das Rennen macht.
PHILIPS
PHILIPS

Schneller Abschied

J. G. – Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr will gehen. So wohl am zutreffendsten läßt sich, (etwas) frei nach Schiller, der abrupte Entschluß des Betriebswirts *Alfons Gödde (57)* einordnen, nach glänzender Stahlkarriere den hochdotierten Vorstandsvorsitz bei Krupp Stahl AG im zweiten Jahr seines zweiten Fünfjahresvertrages „aus persönlichen Gründen" aufzugeben. Die Roßkur zu kleineren und weniger strukturanfälligen Kapazitäten, das bleibt *zunächst* festzuhalten, hat auch dieser Stahlchef mit Bravour bewältigt.

Dies hat dem kantigen Sauerländer mit der schnellen Zunge, der aus seinem Herzen selten eine Mördergrube *macht, zumal bei Gewerk*schaftlern nicht nur Freunde eingebracht. *Da kommt nun die Rache* mit dem Verdacht, er habe wohl mit dem gleichfalls zurückgetretenen *Aufsichtsratsmitglied und Unter*nehmer Werner Resch durch Privatanteil an einer Resch-Firma mehr als nur Stilfragen verletzt.

Der Krupp-Konzern weist da aktienrechtlich Relevantes energisch zurück. Die „persönlichen" Rücktrittsgründe aber wurzeln erkennbar auch darin, daß sich Göddes oft brüske Art schon lange nur knirschend mit dem diplomatischen Stil seiner *Konzern*-Oberen Scheider und Beitz vertrug. Da auch in Krupps Konzernflotte das große Stahlschiff nach langer und schwerer Branchenkrise wieder in verlustfreiem Wasser liegt, kommt der Abschied des Kapitäns schnell und ohne Nachfolger-Benennung. Ein Indiz *dafür, daß die Stahlkrise end*gültig überwunden wäre, ist es aber auch *bei Krupp noch* nicht.

Langfristig mit Null

Von CLAUS DERTINGER

man beispielsweise für den jüngsten von der Commerz*bank gemeinsam* mit der Deutschen Bank und der New Yorker Investmentbank Salomon Brothers an den Markt gebrachten Zerobond, der nach 40 Jahren mit 10 000 Mark zurückgezahlt wird, nur 970 Mark hinblättern, woraus sich eine Effektivverzinsung von 6,01 Prozent errechnet.

Ein erstaunliches Phänomen ist es, daß Anleger solche superlangfristigen Titel kaufen, obwohl deren Rendite nicht *unbedeutend niedriger ist* als die von normalen Anleihen mit kürzeren Laufzeiten. Schließ*lich nimmt das* Kursrisiko mit der Länge der Laufzeit zu, weshalb ja Pfandbriefe und gewöhnliche Anleihen *mit* längeren Laufzeiten bessere Renditen abwerfen als Kurzläufer; der höhere Zins enthält also eine Risikoprämie. Für den kühlen Rechner, der die üblen Erfahrungen mit dem Kurseinbruch der Langläufer noch im Hinterkopf hat, können Zerobonds mit Laufzeiten von 20 bis 40 Jahren eigentlich nur reizvoll sein, wenn für so lange Zeit mit einigermaßen stabilen Zinsverhältnissen zu rechnen wäre. Aber wer weiß das schon? Einige Optimisten scheinen allerdings daran zu *glauben*.

Nicht wenige, vor allem 68 professionelle Anleger spekulieren *sogar darauf*, daß die Zinsen noch weiter fallen und daß die Langläufer davon mit ganz besonders hohen Kurssteigerungen profitieren. Für die meisten privaten Sparer liegt der Charme der Nullkuponanleihen allerdings wohl vor allem darin, daß man sich während der gesamten Laufzeit der Titel nicht um eine Wiederanlage von Zinsen kümmern muß; hinzu kommt, daß die Erträge, die als Kursgewinn *zufließen*, erst beim späteren Verkauf oder bei der Einlösung versteuert werden *müssen*, was reizvoll ist für Anleger, die zu dem Zeitpunkt als Pensionäre oder aus anderen Gründen in der Steuerprogression heruntergerutscht sind.

Ohne die Akzeptanz der Zerobonds durch die Anleger wäre es kaum möglich, derart *langfristige Finanzierungsmit*tel zu einem so niedrigen Zins zu mobilisieren, wie sie dieser Tage das Land Baden-Württemberg aus dem Verkaufserlös der 40jährigen Titel durch die Commerzbank erhalten hat. Freilich hat Baden-Württemberg die Papiere nicht als eigene Anleihe emittiert. Das Land hat lediglich ein 40jähri*ges festverzinsliches* Schuldscheindarlehen über rund 600 Millionen Mark von der Commerzbank *aufgenommen*, aus dem die Bank unter Einschaltung einer Spezialgesellschaft die Nullkuponanleihe über rund 2,1 Milliarden Mark konstruiert, in diesem Falle mit vier Tranchen, die nach 20, 25, 35 und 40 Jahren fällig werden.

Das funktioniert so: Die Commerzbank legt die aus dem Schuldscheindarlehen laufend fließenden Einnahmen mit Zins und Zinseszinsen auf eigenes Risiko am Markt an. *Die Zinserträge, die sie aus die*ser Anlage kassiert, wandelt sie in die einzelnen Tranchen der *Nullkuponanleihe um*. Oder anders ausgedrückt: Die Commerzbank verbrieft ihre eigenen Zinsforderungen und verkauft sie als Zerobonds an die Anleger und tilgt sie bei Fälligkeit aus den inzwischen angesammelten Zinsen. Lediglich die *letzte*, die 40jährige Tranche, wird nicht nur aus Zinserträgen getilgt, sondern zum größten Teil aus dem Betrag, der aus der Rückzahlung der Kapitalschuld durch Baden-*Württemberg an die Commerz*bank stammt. Das ist zwar eine recht umständliche Konstruktion, die aus den USA übernommen wurde. Aber sie macht auch bei uns zunehmend Schule und ermöglicht es, für gute Schuldner Finanzierungen zu attraktiven Konditionen auf die Beine zu stellen, die der Markt sonst nicht *hergeben würde*.

JAPAN / Viele Unternehmen spüren den Druck der veränderten Währungsrelationen

Tokio will Anfang April Paket zur Konjunkturankurbelung beschließen

FRED DE LA TROBE, Tokio

Der japanische Ministerpräsident Nakasone hat sein Kabinett angewiesen, Sofortmaßnahmen *vorzubereiten*, die den unter dem starken Yen leidenden Klein- und Mittelbetrieben helfen sollen. Tokio befürchtet, daß zahlreiche Unternehmen den Höhenflug der *japanischen Währung* nicht *mehr* verkraften können. Die Dollar-Parität liegt um etwa 30 Prozent höher als im vergangenen September.

Der Gouverneur der Bank von Japan, Sumita, erklärte, sein Institut sei jederzeit bereit, auf den Goldmärkten zu intervenieren. Die Zentralbank hatte schon Mitte der vergangenen Woche in New York Stützungskäufe für den Dollar vorgenommen, *als der Yen über 178* gestiegen war. Der amerikanische Federal Reserve Board lehnte es ab, an dieser Aktion teilzunehmen.

Das japanische Finanzmini*sterium und das Wirtschafts*planungsamt melden schon übereinstimmend eine leichte Verlangsamung des Konjunkturtempos. Im ersten Quartal dieses Jahres sei in der Folge des rasanten Yen-Auftriebs die Produktion im Vergleich zur Vorperiode leicht um 0,2 Prozent gesunken. Unter dem Höhenflug der japanischen Wäh*rung leiden vor allem* die Stahl-, Textil- und Papierindustrie.

Nach der Verabschiedung des Staatshaushalts für das Fiskaljahr 1986 durch das Parla*ment, die für Ende März erwar*tet wird, will die Regierung Anfang April ein Maßnahmenpaket zur Ankurbelung der Konjunktur beschließen. Im einzelnen ist eine weitere Diskontsenkung von vier Prozent auf 3,5 Prozent ins Auge gefaßt, *ferner* die Verwirklichung von Preissenkungen durch Wechselkursgewinne zur Verstärkung des Privatkonsums und vorzeitiges Bereitstellen von Haushaltsmitteln für öffentliche Bauprojekte. Unklar ist noch, wie den kleineren und *mittleren im Exportgeschäft* tätigen Unternehmen geholfen werden kann.

Da im April auch die alljährliche „Frühjahrsoffensive" der Gewerkschaften für höhere Löhne beginnt, ist die Frage im Gespräch, inwieweit eine Aufstockung der Arbeitstarife zur Steigerung des Privatkonsums eingesetzt werden soll. Der Präsident des Arbeitgeberverbands „Nikkeiren", Otsuki, äußerte die Meinung, die Lohnsteigerungen müßten unter drei Prozent bleiben. Nur so könnten die Gewinne der Unternehmen und *damit* die Investitionen und Produktivität zunehmen. Die Gewerkschaften treten dagegen für Aufbesserungen von mindestens sieben Prozent ein. Sie erklärten, daß damit die Inlandnachfrage angeheizt, die Importe erhöht und so der große Handelsbilanzüberschuß abgebaut werden könne. Wertmäßig ist es aber bei den großen Handelsbilanzüberschüssen geblieben. In den ersten beiden Monaten dieses Jahres stiegen die Ausfuhren infolge des starken Yen noch um 16 Prozent über die gleiche Vorjahrszeit.

Eine Mehrheit der japanischen *Wirtschaftsbeobachter* rechnet nicht damit, daß sich in den nächsten beiden Jahren die japanischen Handelsbilanzüberschüsse abbauen lassen werden. *Sie glauben sogar*, daß der Aktivsaldo kurzfristig mit dem starken Yen noch steigen wird.

Obgleich mit der stärkeren japanischen Währung die Importe wesentlich billiger geworden sind, zeichnet sich auch eine große Zunahme der Einfuhren nicht ab. Dabei spielt der um etwa acht Dollar auf 20 Dollar je Barrel gefallene Ölpreis eine entscheidende Rolle.

US-AKTIENMÄRKTE

Vor dem Schlußgong fiel der „Dow" weit zurück

H.-A. SIEBERT, Washington

Die kälteste *Dusche, die man* sich denken kann, ist den Besitzern amerikanischer Aktien am Freitag verabreicht worden. Nachdem der Dow-Jones-Industrie-Index am Vortag zusammen mit allen anderen Barometern einen weiteren Rekord aufgestellt und mit 1804,24 Punkten geschlossen hatte, stürzte er um 35,68 auf 1768,56 Punkte. In den Börsenhallen herrschte das totale Chaos; an der New York Stock Exchange erreichten die Umsätze kurz vor dem Schluß*gong* 199,2 Mill. Papiere.

Dennoch ist es zu früh, die Nerven zu verlieren. Die Ursache war mehr technischer Natur und das Ergebnis verfeinerter Anlagestrategien, die nur *im Zeitalter des Computers* möglich sind. Viermal im Jahr laufen gleichzeitig die Kontrakte für drei verschiedene Handelsinstrumente aus – die Aktienindex-Optionen, die Aktienindex-Termingeschäfte und die individuellen Aktienoptionen. Das führt jedesmal zu wilden Kursausschlägen, die um so größer sind, je mehr *Geld die professionellen Anle*ger in diese Werkzeuge investieren.

An der Wall Street hat man diese Eruptionen bereits einkalkuliert. Üblicherweise warten die Händler bis zur letzten Stunde, um die höchsten Kursunterschiede zwischen den Instrumenten und den eigentlichen Aktien zu nutzen. Dabei kommt es bei großen Blöcken auf Pfennige an. Freitag waren hauptsächlich Salomon Brothers, Goldman Sachs und *Morgan Stanley, alles große* Investmenthäuser, im Markt. Sie machten diesmal Kasse; bei Neuanlagen wären die Kursverluste geringer ausgefallen. Indes, die oberste Wertpapier-Aufsichtsbehörde SEC untersucht bereits, ob diese Techniken zu Lasten des kleinen Mannes gehen.

Im Zentrum der Demontage befand sich der „Dow", der am Freitag 1,97 Prozent und im Wochenverlauf 24,18 Punkte einbüßte. Weniger betroffen waren der umfassende Nyse-Index und der Standard & Poor's 500, die über die Woche nur um 1,37 (Freitag: minus 1,33) auf 134,80 bzw. um 3,21 (3,20) auf 233,34 Punkte zurückfielen. An der American Stock Exchange stieg der Index sogar um 3,63 auf 270,95 Punkte – ein neuer Rekord. Den freien Fall probten Capital Cities, Marriott, Texas Instruments, Celanese, Merck, Philip Morris und Digital Equipment. Leichtere Verluste erlitten AT&T, IBM und General Motors.

EG

Neue Verhandlungen über die Agrarpreise

dpa/VWD, Brüssel

Die EG-Agrarminister treffen heute und morgen in Brüssel zu ihrer zweiten Verhandlungsrunde über die Agrarpreise für das Wirtschaftsjahr 1986/87 zusammen. Nach der ersten Preisdebatte vor einem Monat werden erneut keine Beschlüsse erwartet. Es bestehen weiterhin tiefe Meinungsverschiedenheiten unter den Mitgliedsländern über das von der EG-Kommission vorgelegte Paket.

Die Positionen haben sich nach Angaben aus diplomatischen Kreisen in Brüssel gegenüber der letzten Ratssitzung kaum bewegt. Auch der Ratsvorsitzende, der niederländische Landwirtschaftsminister Gerrit Braks, werde nach seiner Reise in die verschiedenen Hauptstädte noch keine Kompromißlösung auf den Verhandlungstisch legen können.

Mit besonderer Spannung wird in Brüssel auf den ersten Auftritt des neuen französischen Landwirtschaftsministers François Guillaume gewartet. Als radikaler Chef des französischen Bauernverbandes des FNSEA attackierte er früher die Ministerrunde, zu der er nun selbst gehört, besonders vehement.

USA

Martin nicht mehr Volckers Vize

sbt./dpa. Washington

Der stellvertretende Chef der US-Notenbank, Preston Martin, wird Ende April von seinem Posten zurücktreten. Der 61jährige führte am Freitag persönliche Gründe für seinen Entschluß an. Er wies Spekulationen zurück, er habe sich zu diesem Schritt entschieden, weil er in Streit mit Notenbank-Chef Paul Volcker über die Geldpolitik liege. Martin war es in einer bitteren Auseinandersetzung nicht gelungen, *sich gegen Volcker durchzuset*zen.

Während der Notenbank-Chef für eine Politik des knappen Geldes eintritt, die die Inflation eindämmt, hatte Martin die Ansicht vertreten, die Inflation sei unter Kontrolle, die Wirtschaft brauche jetzt Anreize in Form niedriger Zinsen. Martin votierte zusammen mit drei anderen Vorstandsmitgliedern für eine Senkung des Diskontsatzes auf sieben Prozent – zu einem Zeitpunkt, den Volkker für verfrüht hielt.

Hinter der Entscheidung Martins vermuten Experten die Tatsache, daß sich das Weiße Haus weigerte, ihm den Vorsitz im Gouverneursrat der US-Notenbank zuzusagen. Volkkers Vertrag läuft im August 1987 aus. Martin verläßt, obwohl für 14 Jahre zum Gouverneur ernannt, nach vier Jahren das „Fed".

FRANKREICH

Paris aktiv am Devisenmarkt

J. Sch. Paris

Zum Wochenende ist es wegen einer vielfach erwarteten Paritätsbereinigung im Europäischen Währungssystem (EWS) an den Devisenmärkten zu Spannungen gekommen, welche die Notenbanken durch Interventionen aber weitgehend geglättet haben. Die Banque de France verkaufte allein am Freitag etwa zwei Milliarden D-Mark. Dadurch wurde der D-Mark-Kurs auf dem Vortagsniveau von 3,0777 Franc *stabilisiert. Im* Wochendurchschnitt notierte die D-Mark in Paris mit 3,0776 Franc und im Durchschnitt der Vorwoche mit 3,0774 Franc.

Andererseits sind die Zinssätze am Euro-Franc-Markt weiter zurückgegangen. Für Monatsgeld mußten schließlich nur noch 10¾ und für Tagesgeld acht Prozent bezahlt werden. Von einer eigentlichen Franc-*Abwertungsspekulation* kann danach noch keine Rede sein, zumal sich verschiedene Währungen gegenüber dem Franc abschwächten. Eher scheint auf eine D-Mark-Aufwertung spekuliert zu werden, heißt es in Paris.

Auf der sehr kurzen ersten Kabinettsitzung der neuen französischen Regierung am Samstagvormittag stand die Frage einer Paritätsbereinigung offiziell nicht zur Debatte.

INTERAMERIKANISCHE ENTWICKLUNGSBANK

Auf der Suche nach Geld für Anpassungsdarlehen

Sbt. Washington

Wichtigster Tagesordnungspunkt auf der Jahresversammlung der Interamerikanischen Entwicklungsbank (IDB), die heute in San Jose, Costa Rica, beginnt, ist die Vergabe sogenannter *Anpassungsdarlehen*. Die multilaterale Institution folgt damit der Weltbank, die *dieses sektorale Instrument*, das die Voraussetzungen für ein besseres Wirtschaftswachstum schaffen soll, bereits anwendet. Die Frage ist jedoch, wie das Geld dafür aufzubringen ist. Noch in Washington klagte IDB-Präsident Antonio Ortiz Mona darüber, daß schon 1985 die Finanzierungsziele nicht erreicht worden seien.

Statt der geplanten 3,8 Mrd. Dollar hat die IDB im vergangenen Jahr nur Kredite über *3,06 (1984: 3,57) Mrd. Dollar* zusagen können. Ausgezahlt wurden 2,34 (2,38) Mrd. Dollar, während die Rückflüsse von 590 auf 643 Mill. Dollar stiegen. Seit ihrer Gründung 1961 pumpte die IDB, der auch die Bundesrepublik Deutschland angehört, 31,52 Mrd. Dollar in die lateinamerikanischen Länder, womit Projekte und Programme im Wert von 106 Mrd. Dollar finanziert wurden. Der Reingewinn erhöhte die Reserven um 0,3 auf 2,68 Mrd. Dollar.

An den *Kapitalmärkten* aufgenommen hat die IDB 1985 mehr als 2,3 Mrd. Dollar, davon *nahezu 15 Prozent in* D-Mark. Insgesamt addieren sich die Verpflichtungen auf 9,37 (in D-Mark: 1,57) Mrd. Dollar. Wie Mona weiter erklärte, ist die Bank dabei, den genauen Bedarf Lateinamerikas an „frischem" Geld zu ermitteln. Er veranschlagte den Negativtransfer ins Ausland auf 30 (1984: 26; 1983: 31) Mrd. Dollar, über einen etwas längeren Zeitraum seien rund 100 Mrd. Dollar abgeflossen. Nach dem Baker-Plan *sollen die Privat*banken in drei Jahren 20 Mrd. Dollar zusätzlich bereitstellen. Lateinamerikas Bruttoinlandsprodukt wuchs 1985 um etwa drei Prozent; sieben Prozent entfielen jedoch allein auf Brasilien.

MINERALÖLMÄRKTE

Die großen Preissprünge haben sich nicht mehr wiederholt

JB. Hamburg

Die Preise auf dem Rotterdamer Markt sowohl für Rohöl als auch für Mineralölprodukte haben in der vergangenen Woche leicht angezogen. Eine Wende der seit Wochen nach unten tendierenden Preisentwicklung wird darin aber nicht gesehen. Die Stabilisierung der Preise *ist offenbar durch die in* Genf stattfindende OPEC-Sitzung ausgelöst worden. In der *internationalen* Ölbranche herrscht die Meinung vor, daß die OPEC, gleichsam wie bei der Papst-Wahl, diesmal nicht auseinandergehen wird, ohne Maßnahmen zum Stopp des Preisverfalls zu beschließen.

Bei einem durchschnittlichen Rohölpreis von leicht unter 15 Dollar je Barrel (Nordsee-Öl) sind die Produktpreise in der Bundesrepublik in der vergangenen Woche dagegen weiter leicht zurückgegangen. Die großen Sprünge der letzten Woche *haben sich jedoch nicht* wiederholt. Die Preise sind von der Beschaffungsseite her weitgehend ausgereizt. Immerhin hat der durchschnittliche Preis an SB-Sationen für Normalbenzin Mitte der Woche zum ersten Mal bundesweit die Grenze von einer *DM* unterschritten.

Der Preissturz an den Ölmärkten hat bei den deutschen Verbrauchern zu einer spürbaren finanziellen Entlastung ge*führt*. Nach Berechnungen der Esso AG wurden in den ersten zwei Monaten dieses Jahres *rund* 2,6 Mrd. DM weniger für Mineralölprodukte ausgegeben.

SCHUHINDUSTRIE / Branche erwartet Bonner Hilfe – Deutscher Markt wächst kaum

„Zum Erfolg im Ausland verdammt"

HARALD POSNY, Düsseldorf

Für die deutsche Schuhindustrie sind 1985 die Probleme nicht geringer geworden. Im Gegenteil: Mit abermals sinkender Produktion im Inland (*um 5,6 Prozent auf 87 Mill.* Paar) ging eine weitere Importsteigerung einher, und zwar um 2,7 Prozent auf 222,8 Mill. Paar. Allein der Export, der auch in den vergangenen Jahren der Branche „über die Runden half", zog weiter um *18,6 Prozent auf 35,7 Mill.* Paar an. So erhöhte sich auch die Exportquote auf 41 Prozent, ein Rekorddatum. Freilich auch die Importe wiesen mit 81 Prozent der Inlandsfertigung einen neuen Spitzenwert aus.

Für den Vorsitzenden des Hauptverbands der Deutschen Schuhindustrie, Peter Verhuven, ist das dennoch kein Grund, nun in Trübsal zu verfallen. Vielmehr lautet seine Forderung, noch mehr als bisher in den Export zu investieren. Verhuven: „Wir sind zum Erfolg im Ausland verdammt."

Die Branche will denn auch vor allem in „kaufkräftigen Ländern" Fuß fassen, in Ländern, die auch modische Aussage und deutsche Qualitätsansprüche zu würdigen wissen und entsprechend auch dafür zu zahlen bereit sind. Das sind für Verhuven vor allem die USA und (mit Einschränkungen) Kanada, Japan, aber auch kapitalkräftige Länder Süd*amerikas, Südostasiens sowie* der arabische Raum. Langfristig sieht Verhuven sogar die Chance, den Exportanteil auf 60 Prozent zu steigern.

Um dieses Ziel anzusteuern, erwartet die Branche auch Hilfe von Bonn, beispielsweise für Auslandsmessen. Der deutsche Markt wachse kaum, weder die Zahl der Käufer noch die Chance, mehr Schuhe an den Kunden zu bringen. Die statistischen 4,5 Paar des Durchschnittsbürgers seien in Europa bereits ein Spitzenwert. Insgesamt liegt die deutsche Fertigung wieder auf dem Niveau der 50er Jahre, einer *Zeit*, in der es noch 800 Schuhfabriken gab.

Der Produktions-Aderlaß über *viele Jahre ist eine Folge* der hohen Lohnunterschiede zwischen der Bundesrepublik und einigen osteuropäischen und südostasiatischen Niedriglohnländern. Zwar fertigen mehr und mehr deutsche Unternehmen in diesen Ländern Teile, um so etwas von der Lohndifferenz aufzuholen, ganz wird sich die Diskrepanz nicht ausgleichen lassen.

PORSCHE / 80 Prozent aller Wagen wurden exportiert

Wachstumstempo bleibt hoch

nl. Stuttgart

Der Sportwagenbauer Dr.-Ing. h. c. F. Porsche AG, Stuttgart, läßt in seinem hohen Wachstumstempo nicht nach. Der Umsatz ist nach Angaben in einem Zwischenbericht in den ersten sechs Monaten des *laufenden* Geschäftsjahres 1985/86 (31. 7.) um 33 Prozent auf 1,83 Mrd. DM angestiegen. Dabei erhöhte sich das Exportgeschäft sogar um 45 Prozent auf 1,45 Mrd. DM, was zu einer Zunahme der Exportquote auf 79 (73) Prozent führte. Das In*landsgeschäft wuchs lediglich* um drei Prozent auf 380 Mill. DM. Produziert wurden in je*nem Zeitraum* insgesamt 27 381 Fahrzeuge (plus 20 Prozent).

Die Absatzsituation sei durch die hohe Exportnachfrage gekennzeichnet gewesen. In die USA wurden 21 Prozent und in die sonstigen Exportländer 40 Prozent *mehr als in* der Vergleichszeit des Vorjahres verkauft. Insgesamt setzte Porsche 26 414 Fahrzeuge (plus 19 Prozent) ab, davon 5 397 Fahrzeuge (minus 4 Prozent) im Inland und 21 017 Fahrzeuge (plus 27 Prozent) in das Ausland. Das bedeutet eine Zunahme des Exportanteils der Stückzahl nach auf 80 (75) Prozent.

Zur Ertragslage heißt es, sie sei aufgrund der Umsatzsteigerung und der hohen Kapazitätsauslastung im Berichtszeitraum – trotz der für den Export in die USA negativen Wechselkursentwicklung – „voll zufriedenstellend". Für das ganze *Geschäftsjahr 1985/86 hat sich* das Unternehmen ein Absatzvolumen von über 50 000 Fahrzeugen und einen Umsatz von 3,5 Mrd. DM zum Ziel gesetzt. Es werde ein „befriedigendes Ergebnis" erreicht werden können. Investiert wurden in *den ersten sechs Monaten* 125 (126) Mill. DM und abgeschrieben (einschließlich Abgänge) 87 (69) Mill. DM. Der Schwerpunkt der Investitionstätigkeit lag bei der Forschung und Entwicklung. Ende Januar dieses Jahres zählte Porsche 8 370 *Mitarbeiter (plus 14 Prozent)*. Der am 26. März in Stuttgart stattfindenden HV wird für das Geschäftsjahr 1984/85 vorgeschlagen, für die 35 Mill. DM Stammaktien unverändert 30 Prozent Dividende zuzüglich fünf Prozent Bonus auszuschütten.



Keine Sicherheit ohne Kenntnis der Versicherungsgeschichte

Von PETER KOCH

Noch niemals hat man sich so sehr für vergangene Zeiten interessiert wie gerade heute. Geschichte ist „in".

In der Wirtschaft ist der Blick demgegenüber ganz klar auf die Zukunft gerichtet. Es geht um Fortschritte, strategische Planung, Verkaufsförderung, Behauptung und Steigerung des eigenen Marktanteils. Bilanzzahlen des Vorjahres sind ebenso „Schnee von gestern" wie die Börsen- und Dollarkurse der letzten Woche. Was interessiert und zählt, sind die künftigen Entwicklungen und Strategien im eigenen Unternehmen und bei der Konkurrenz. Dabei hat niemand die Zeit, sich mit dem Vergangenen zu beschäftigen.

Gefragt ist die Prognose, nicht die Retrospektive. Jede Vorausschau muß aber, wenn sie eine solide Basis haben soll, von gesicherten Erkenntnissen ausgehen, und diese stammen nun einmal aus der Vergangenheit.

Statistische Erhebungen für die Risikobeurteilung

Auf diese Überlegung gründet sich das gesamte Versicherungswesen. Es ist nur deshalb möglich, ein bestimmtes Risiko zu versichern, weil der Versicherer aufgrund seiner statistischen Unterlagen weiß, wie oft und in welchem Umfang das zu versichernde Ereignis wahrscheinlich eintreten wird. Aus diesen Angaben schließt die Versicherungswirtschaft auf die weitere Entwicklung und überträgt damit Erfahrungen der Vergangenheit auf die Zukunft.

Somit ist dieser Wirtschaftszweig seinem geschichtlichen Hintergrund stärker verhaftet als andere Branchen; denn die Risikobeurteilung beruht auf Erfahrungstatsachen. Die Versicherer sind deshalb darauf angewiesen, ein besonders enges Verhältnis zur Geschichte zu entwickeln. Sie brauchen die Versicherungsgeschichte, sind sich aber dieser Tatsache oft nicht bewußt.

Typisch für die Versicherung ist ihre Verknüpfung mit allen Bereichen des wirtschaftlichen Lebens, soziologischen Veränderungen, dem Recht und der technologischen Entwicklung. Daher muß sich ein ständiger Anpassungsprozeß vollziehen, damit der Versicherungsschutz den gewandelten Anforderungen gerecht wird. Dieses schwierige Gebiet ist eigentlich nur aus der Geschichte und den von ihr aufgezeigten Erfolgen und Fehlern zu verstehen.

Die heutigen Versicherungszweige sind nicht systematisch nach bestimmten Gesetzen, sondern ohne jede Ordnung nach vermeintlichen oder vermuteten Bedürfnissen entstanden. Würde man der Entwicklung der einzelnen Sparten nachgehen, so wäre man auf gesicherter Grundlage imstande, die heutigen und künftigen Versicherungsmöglichkeiten richtig einzuschätzen.

Als vor 150 Jahren die erste deutsche Eisenbahn ihren Betrieb aufnahm, wurden die damit verbundenen Gefahren bei weitem überschätzt. Darüber hat man gerade im letzten Jahr viel gelesen, und mancher hat sogar in diesem Zusammenhang an das Kernenergierisiko gedacht.

Deshalb lag es damals nahe, spezielle Eisenbahn-Versicherungs-Gesellschaften ins Leben zu rufen, die jedoch erst zu einer Zeit auf den Plan traten, als sich die Aufregung schon weitgehend wieder gelegt hatte. Sie mußten sich deshalb anderen Aufgaben zuwenden. Demgegenüber bot man für das inzwischen 100 Jahre alte Automobil zunächst nur Teildeckungen an, und es dauerte über ein halbes Jahrhundert, bis daraus ein einheitlicher Versicherungszweig wurde.

Besonders deutlich zeigt die Versicherungsgeschichte wirtschaftliche und soziale Trends auf. Heute wie vor 100 Jahren steht die Lebensversicherung an erster Stelle. Fast 40 Prozent aller Beiträge (vor 100 Jahren: 34 Prozent) werden für diesen Zweig aufgewandt. Er hat sich also trotz der Ausdehnung der Sozialversicherung und zweier Inflationen bewährt.

An zweiter Stelle stehen nunmehr die HUKR-Sparten mit etwas über 30 Prozent des gesamten Prämienvolumens, bei einem Anteil von 1,7 Prozent vor 100 Jahren. Den dritten Rang nimmt die private Krankenversicherung ein, die man vor einem Jahrhundert ebenfalls noch nicht kannte.

Was lehrt diese Entwicklung? Der Bürger ist bereit, erhebliche Beträge aufzuwenden, um seinen Lebensstandard vor Gefahren abzusichern. Zu diesem Zweck gibt er wesentlich mehr Geld aus als früher. Waren es 1880 noch 5 Mark pro Kopf und Jahr, so ist dieser Betrag inzwischen auf fast 2000 Mark angestiegen. Natürlich muß man dabei den Kaufkraftschwund berücksichtigen. Trotzdem wird uns aber das Sicherheitsstreben der Bevölkerung deutlich vor Augen geführt.

„Versicherungen nötig wie das tägliche Brot"

Dieses Phänomen hat auch in der Kulturgeschichte seinen Niederschlag gefunden. Wenn der große Warner George Orwell sagt: „Die Leute brauchen Versicherungen so nötig wie das tägliche Brot", will er damit dem Gedanken, Vorsorge für eine ungewisse Zukunft zu treffen, das Wort reden. So verknüpfen sich Versicherungs- und Geistesgeschichte.

Für den Versicherungsunternehmer sollten Vergangenheit und Gegenwart eine Einheit bilden. Wer weiß, woher ein Wirtschaftszweig kommt, kann seine künftige Entwicklung besser beurteilen.

Für das Versicherungswesen gilt dies in weit stärkerem Ausmaß als in anderen Bereichen unseres Wirtschaftslebens. Wer am Strom wohnt, muß sich für das Hochwasser am Oberlauf interessieren, denn mit Sicherheit trifft es eines Tages ihn auch.

Der Autor, Prof. Dr. jur. Peter Koch, als ehemaliges Vorstandsmitglied erfahrener Praktiker der Versicherungswirtschaft, lehrt an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

RECHTSSCHUTZVERSICHERUNG / Von der Marktsättigung noch weit entfernt

Die Rundum-Police wird immer notwendiger

Rechtsschutzversicherungen wurden in der Vergangenheit in erster Linie für den Verkehrsbereich abgeschlossen. Mit zunehmender Tendenz ist in letzter Zeit eine Hinwendung des Deutschen zum Rundum-Rechtsschutz feststellbar. Personen, die nicht selbständig oder freiberuflich tätig sind, bieten die Rechtsschutzversicherer ein preiswertes Angebotspaket für den Verkehrs-, Privat- und Berufsbereich an.

Dieses Leistungspaket, der sogenannte Familien- und Verkehrs-Rechtsschutz, beinhaltet: Schadenersatz-, Straf-, Führerschein-, Kfz-Vertrags-, Arbeits-, Sozial-, Beratungs-, Steuer- und Allgemeinen Vertrags-Rechtsschutz. Wird diese Palette um den Grundstücks- und Miet-Rechtsschutz ergänzt, so kann man mit gutem Recht von einem Rundum-Rechtsschutz sprechen.

In Kenntnis dieser umfangreichen Leistungen werden auch die Gründe augenscheinlich, warum die Rechtsschutzkombination „Familien- und Verkehrs-Rechtsschutz" gerade zu einer Zeit gefragt ist, in der niemand seines Arbeitsplatzes sicher ist: Hohe Arbeitslosenzahlen, Meldungen über Kurzarbeit und Firmenzusammenbrüche zeigen auf, wie erbittert heute um Arbeitsplätze gekämpft werden muß.

Und daß ein solcher vor Gericht ausgetragener Kampf um den Arbeitsplatz teuer werden kann, zeigt das Beispiel einer Kündigungsschutzklage, bei der der dreifache Monatsverdienst des Arbeitnehmers als Bemessungsgrundlage für die Rechtsanwaltsgebühren heranzuziehen ist.

Prozeßkosten erreichen oft die Höhe des Streitwertes

Prozeßkosten erreichen oft die Höhe des Streitwertes oder übertreffen ihn noch, wie ein anderes Beispiel zeigen soll: Jemand wird auf Räumung der Mietwohnung verklagt, die monatlich 500 Mark kostet. Er unterliegt und wird folglich zur Zahlung der Verfahrenskosten verurteilt. Diese belaufen sich auf 2328 Mark. Ginge er in die Berufung, könnte er wiederum verlieren und müßte weitere 2972 Mark zahlen – mindestens.

Es gibt aber auch noch ein anderes gutes Argument für den Familien- und Verkehrs-Rechtsschutz: Es ist nämlich nicht nur der Versicherungsnehmer selbst versichert, sondern im gleichen Umfang erhalten auch der Ehegatte und die minderjährigen Kinder Rechtsschutz. Im privaten und beruflichen Bereich gelten darüber hinaus auch volljährige, ledige Kinder bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres als mitversichert, soweit sie sich zumindest überwiegend in Schul- oder Berufsausbildung befinden.

Mehrere hunderttausend Bestimmungen begleiten uns Tag und Nacht. Und ständig kommen neue Regelungen hinzu. So ist es gut, wenn man einen fachkundigen Rechtsanwalt zu Rate ziehen kann. Anwälte kosten aber Geld. Natürlich verlangen auch die Gerichte, Sachverständigen und Zeugen ihren Teil. Deshalb ist auch die Rechtsschutzversicherung so wichtig, weil sie das Kostenrisiko trägt. Und einen Prozeß führen zu müssen, bedeutet immer ein Risiko.

Aufgrund allgemeiner Kostensteigerungen, höherer Arbeitslöhne und Mieten verteuert sich das „Rechtbekommen" laufend, da sich die Rechtsanwalts- und Gerichtskosten an der Höhe des jeweiligen Wertes, um den gestritten wird, orientieren.

Der Rechtsschutzbedarf wird sicher zunehmen

Daß die Nachfrage nach Arbeits-, Vertrags-, Grundstücks- und Miet-Rechtsschutz weiter zunehmen wird, erscheint sicher: Demnächst kommt nämlich auch noch eine per Gesetz beschlossene Anhebung der Rechtsanwalts- und Gerichtsgebühren um bis zu 20 Prozent (!) hinzu.

1985 besaßen 28 Prozent der deutschen Haushalte eine Familien-Rechtsschutzversicherung (mit und ohne Kraftfahrzeug). 24 Prozent hatten nur ihr Kraftfahrzeug versichert. Die Zahl der Haushalte, in denen eine Rechtsschutzversicherung besteht, wird mit Sicherheit wachsen.

F. GÖRI

DEUTSCH-DEUTSCHE VERSICHERUNGSFÄLLE / Trotz Regulierung droht das Sperrkonto

An der Mauer endet manche Sicherheit

Versicherungsfragen spielen im Verhältnis zum anderen Deutschland auch weiterhin eine bedeutende Rolle. Dies gilt insbesondere für Versicherungsschutz bei Verkehrsunfällen, bei dem eine Regulierungsvereinbarung zwischen der Staatlichen Versicherung der „DDR" und dem HUK-Verband in der Bundesrepublik Deutschland in der Regel für einen raschen und unkomplizierten Schadensausgleich sorgt.

Ausgehend von den Rechtsvorschriften und Versicherungsbedingungen des Unfallortes braucht sich der Geschädigte grundsätzlich nicht mit einem Versicherer im jeweils anderen deutschen Staat auseinanderzusetzen. Er kann vielmehr seine Haftpflichtansprüche gegen einen oder den Versicherer (in der „DDR") im eigenen Staate ohne Rücksicht auf Devisenbestimmungen geltend machen – und zwar bei allen Kraftfahrzeugunfällen, die sich zwischen Deutschen aus der „DDR" und Deutschen aus der Bundesrepublik innerhalb Europas ereignen.

Direkte Zahlungen am Unfallort kommen nur ausnahmsweise in Betracht, so bei Bagatellschäden oder zur Finanzierung von Notreparaturen, Abschleppkosten oder Kosten medizinischer Versorgung.

Schwieriger sind die Fälle zu lösen, in denen die Regulierungsvereinbarung nicht anwendbar ist, etwa bei Verkehrsunfällen mit Radfahrern oder Fußgängern oder mit sowjetischen Militärfahrzeugen in der „DDR". Hier bleibt nichts anderes übrig, als sich an den Schädiger selbst zu halten und notfalls mit Unterstützung eines Rechtsanwalts in der „DDR" gegen diesen vorzugehen oder – bei sowjetischen Militärangehörigen – sich mit der häufig geringen Zahlung der Staatlichen Versicherung der „DDR" zufriedenzugeben, da gerichtlicher Rechtsschutz insoweit nicht erreichbar ist.

Da über 90 Prozent aller Haushalte in der „DDR" eine Haushaltsversicherung abgeschlossen haben und diese häufig auch Haftpflichtversicherungsschutz für den Versicherungsnehmer, seinen Ehegatten und die minderjährigen Kinder als Fußgänger oder Radfahrer gewährt, dürften die meisten Verkehrsunfallrisiken unter Berücksichtigung der Verhältnisse in der „DDR" versicherungsmäßig abgedeckt sein.

Diese Feststellung gilt jedoch nicht für die inzwischen zahlreicher gewordenen Fälle von Übersiedlungen aus der „DDR" in die Bundesrepublik Deutschland. Umzugsgut unterliegt hier nicht dem Schutz der Haushaltsversicherung, die bei einer Wohnsitzverlegung über die Grenzen der „DDR" automatisch endet. Und der Abschluß einer Auslandstransportversicherung stößt in der Praxis auf nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten.

Auch bei Lebensversicherungen endet der Vertrag mit der Übersiedlung aus der „DDR", sofern nicht deren beitragsfreie Fortführung vereinbart wird: Bei Beendigung des Vertragsverhältnisses ist das Sparguthaben beziehungsweise bei Eintritt des Versicherungsfalles die Versicherungssumme auf ein Sperrkonto (Devisenausländerkonto B) bei der Staatsbank zugunsten des Berechtigten einzuzahlen. Über dieses Konto kann in der „DDR" nur in beschränktem Umfange verfügt werden.

Von Bedeutung ist insbesondere auch der Abschluß einer Hausbesitzer-Haftpflichtversicherung für Eigentümer von in der „DDR" gelegenen Grundstücken gegen sonst unüberschaubare Risiken.

HORST-DIETER K[illegible]

Der Autor ist Mitarbeiter des Gesamtdeutschen Instituts in Berlin.

Pankraz, P. Sloterdijk und die Wellenreiter

Das haben sich die Wellenreiter von Waikiki und Waimea nicht träumen lassen, daß ihr Sport einmal zum Sinnbild und Paradigma neuintellektueller Geistestätigkeit werden würde. Die postmoderne Diskussion macht's möglich. Zwei ihrer Repräsentanten, Gilles Deleuze und Peter Sloterdijk, die beide genug haben von den donnernden Kanzelabkündigungen realitätsblinder Großsystematiker, wollen künftig nur noch „surfen", wenn sie nachdenken und schreiben. Es bringe nämlich überhaupt nichts, sich auf einen Felsen zu stellen und gegen das Meer zu predigen. Vielmehr komme es darauf an, „sich an einer geeigneten Stelle in die Bewegung des Elements einzulassen" (Sloterdijk), „épouser le mouvement" (Deleuze).

Zur surfenden Praxis des Schreibens gehöre, sagt Sloterdijk, „ein Bewußtsein von positivem Alleinsein. Ein anderer kann nicht auf deiner Welle reiten. Er kann sich nicht mit deiner Nase schneuzen – schon gar nicht mit einer Kollektivnase … Alleinstehen können heißt, nicht nur im Sinne Montaignes, lernen, ein Medium von Unternehmungen zu werden."

Leider gehen weder Sloterdijk noch Deleuze in die Einzelheiten. Sich dem Element in mimetischer, eleganter Weise einschmiegen und dabei allein bleiben, das ist zwar schon eine ganze Menge, schöpft den schönen Vergleich aber bei weitem nicht aus. Viele Fragen bleiben offen, zum Beispiel: Wo soll der wirklich gute Schriftsteller surfen, vor Waikiki oder vor Waimea, auf den langen, flachen Wellen also oder auf den kurzen, hohen? Was ist mehr „im Sinne Montaignes": so lange wie möglich stehen bleiben wollen oder die Chance zu einem tollen Kapriolentanz auf dem Brett ausnutzen, auch auf die Gefahr hin, schneller umzukippen? Wer ist der bessere Surfer, der Athlet, der zusätzliche Menschenfiguren kreiert, oder der hingegossene Ephebe, der sich einzig und allein dem Rythmus der Welle anpaßt?

Vor allem jedoch kommt es zunächst einmal darauf an, die richtige Welle zu erwischen. Gute, surferfreundliche Wellen sind vergleichsweise selten, selbst in Waikiki oder Waimea. Wenn nach längerem Warten endlich eine anrollt, dann gibt es in ihrem Vorfeld fast immer ein derartiges Gedränge, daß man sich wundert, warum die Surfer mit ihren Brettern nicht hoffnungslos übereinander purzeln, sondern dem Tohuwabohu doch halbwegs unbeschädigt, wenn auch in wenig eindrucksvoller Pose, entrinnen.

Bei den Intellektuellen ist es ganz ähnlich. Statt sich fern von den ausgewiesenen Surfgebieten eine eigene Privatwelle zu suchen (was freilich mühsam und oft auch gefährlich ist), stürzen sich die meisten ausgerechnet auf den „aktuellen Trend", will sagen: auf die zivilisierte Musterwelle direkt vorm Surfriderhotel – mit dem Ergebnis, daß kaum einer dazu kommt, eine gelungene Kür hinzulegen, weil sich alle gegenseitig behindern.

Aber man möchte schließlich sein Publikum haben. Vorm Surfriderhotel in Waikiki lagern die hübschen Mädchen und andere Zuschauer mit Operngläsern, nördlich davon im rauhen Waimea hingegen ist man – wenn nicht gerade eine offizielle Endausscheidung, ein „Dichtertreffen", stattfindet – ziemlich unter sich. Allenfalls Penner und Liebhaber der Sache selbst haben ihre Vehikel für kurze Weile am Strand geparkt, um auf in der Regel wildbewegte See hinauszustarren, wo die Surfer, weit draußen und folglich auf komische Gummibärchen-Größe geschrumpft, verbissen mit dem schweren Seegang kämpfen.

Keine Frage, diese winzigen Gestalten sind die eindeutig besseren Sportler (Schriftsteller), nur unter ihnen finden sich jene unvergleichlichen Künstler, die heil und anmutig durch einen „Tunnel" gelangen. Wobei der Uneingeweihte wissen muß, daß ein „Tunnel" dann entsteht, wenn der Kamm einer Welle sich gleichsam überkugelt und ins kompakte Element zurücktaucht, eine schäumende Röhre bildend, durch die der Surfer hindurchbraust wie durch die Flammenzungen der Vorhölle.

Einen „Tunnel" durchzustehen, ist reiner Selbstgenuß, l'art pour l'art. Vor Waikiki, wo das große Publikum wartet, gibt es keine solchen „Tunnels", und selbst vor Waimea rollen sie derart weitab vom Strand, daß kaum einer das Kunstwerk je registrieren kann. Das von Sloterdijk gefeierte Alleinstehen weitet sich hier zum kompletten Alleinsein; der Künstler wird zwar tatsächlich zum „Medium von Unternehmungen", doch es sind ausschließlich seine eigenen Unternehmungen und die des besinnungslosen Elements, teilen kann er sie sonst mit niemandem. Er muß sich, wie Hölderlin es in Hinblick auf den wahren Künstler formulierte, „am Eise wärmen".

Möglicherweise wittern an dieser Stelle die anfangs erwähnten Großsystematiker, denen niemand mehr zuhören will, eine letzte Chance. Sie könnten einwenden, es komme für den wahren Intellektuellen doch darauf an, das Eis abzutauen, die Welt zu „verändern" und „freundlicher" zu machen, sich nicht den Wogen des Meeres einzuschmiegen, sondern sie zu „zähmen".

Aber damit liefen sie genau in den Lanzenwald der bitteren Erfahrungen, die die Intellektuellen in den letzten Dezennien mit solcherlei Zähmungsprojekten haben machen müssen. Denn gezähmt wurden jeweils nicht die Wellen, sondern immer nur die Wellenreiter, die Welt wurde zum Schlechteren verändert, sie wurde nicht freundlicher, sondern die Freiheit des Denkens und Schreibens blieb auf der Strecke.

Auch dafür übrigens liefert der Surfbetrieb von Waikiki ein gutes Gleichnis. Aus purer Freundlichkeit gegenüber den Wassersportlern hat man dort vor einiger Zeit einen Teil des Strandes mittels Molen zum „Waikiki Beach Center" abgegrenzt – mit dem Resultat, daß sich kein Surfer mehr in diesem „Center" sehen läßt. Es gibt dort keine Wellen mehr. Nur noch Babys können dort auf ihren aufgeblasenen Gummitieren „reiten".

Pankraz

Opernpremieren vom Wochenende: „Katja Kabanowa" in Berlin, „Parsifal" unter René Kollo in Darmstadt

Wo die Liebe das Sagen hat

Ein Sensationserfolg, wie ihn die Oper selten erlebt – zumal, wenn sie „Katja Kabanowa" heißt. Leoš Janáčeks musikalische Tragödie um die liebessehnsüchtige, zu striktem Familiengehorsam dressierte Frau, die ihre Erlösung am Ende im Freitod findet, singt sich in Berlins Deutscher Oper mit atemberaubender Intensität verzweiflungsvoll aus. Das Publikum bereitete der Aufführung einen Triumph wie sonst nur einer Pavarotti-„Aida".

Selbst Regisseur und Bühnenbildner, meist doch die Buhmänner des sogenannten neuen Musiktheaters, sahen sich lauthals gefeiert. Vielleicht markiert diese Aufführung sogar die lang erwartete Wende: die Wiedergeburt der Oper aus dem Geist der Musik und der einer neuen warmherzigen Mitleidensfähigkeit der Regie.

Erster Trumpf der Aufführung ist der Dirigent Jiři Kout, der die Einstudierung erst kurz vor der Premiere für den erkrankten Bohumil Gregor übernommen hat. Er versteht die Sprache, den Tonfall, die Melodie, die Phrasierungskünste des Komponisten. Janáček spricht sich unter Kouts anfeuernden Händen in höchster Natürlichkeit, mit musikalischer Selbstverständlichkeit aus. Kout und das ihm wundervoll folgende, ihm am Ende herzlich applaudierende Orchester, kauen nicht Strukturen nach, sondern reißen Musik gewordene menschliche Empfindungen auf, Beseeligungen, Verzweiflungen, Hochgemutheit und Depression.

Das alles hat sich bei Janáček auf wundersame Weise zu einer Musik des Menschseins verdichtet, und Kout gelingt es, das allen Mitwirkenden diesseits wie jenseits der Rampe klarzumachen. Er führt sie durch den Ausdrucksreichtum des Werks, den Nuancenwald, ohne sich je in ihm zu verlieren. Dem Publikum wird die Einzigartigkeit und Größe des Komponisten auf die bezwingendste Art deutlich gemacht. Es unterwarf sich total. Triumphator des Abends war denn auch der einzige, der sich nicht vor dem Vorhang verbeugte: Leoš Janáček.

Zweiter Trumpf: Günter Krämer hat allen Papp-Realismus fortgeräumt. Er inszeniert auf annähernd kahler Bühne, die ihm Andreas Reinhardt dennoch immer wieder fast magisch verwandelt. Sonst genügen die Kostüme – auch sie von Reinhardt entworfen –, die gesellschaftliche Situation deutlich zu machen. Die Inszenierung nimmt sich jede Freiheit, keine einzige jedoch gegen die Musik. Darin liegt ihre Bedeutung. Dadurch aber auch gewinnt sie sich ihren dramatischen Druck, ihre Schönheit, ihre Suggestivkraft. Unter den Neukömmlichen der Opernregie rangiert Günter Krämer – „normalerweise" ist er Chef des Bremer Schauspielensembles – mit einem Schlage ganz vorn.

Herbstblätter überwelken den nackten Bühnenraum bis ans Eisentor in der Ferne. Transparente Vorhänge fahren schnell auf und nieder und geben einzelnen Szenen Intimität. Das Geschehen, umlauert von den neugierig-teilnahmslosen Augen des Wolgastädtchens, spielt auf wenigen Metern Breite dicht an der Rampe. Es gibt sich wie unter der Lupe preis.

Ein Stück der Liebe, der Jugend, des Herzklopfens, der Sehnsucht nach Zweisamkeit. Kraemer hat es auf sanfte Weise verdeutlicht. Er hat den Weibsteufel der kommandierenden Schwiegermutter (Patricia Johnson) als relativ unwichtig beiseite gedrängt. Man spielt keine Neuauflage der „Jenufa".

Die Liebe und die Liebesverzweiflung schlagen den Hauptton an. Die jungen Liebenden, zutiefst mit sich selbst beschäftigt, haben das Singen und Sagen, wenn sich die Jugend des ganzen Städtchens des Abends ans Wolgaufer hinunterstiehlt, die Kameraderie russischer „Vitelloni" sich unter dem Mond herzlich entfaltet.

Ruthild Engert als Barbara singt mit reichem Mezzo ihrem Wanja entgegen, dem William Pell eine junge, schlaksige Beherztheit gibt, die der Rahmenhandlung der Liebe eine bislang ungeahnte heitere Wärme gibt.

Sensationserfolg: Stephen Algie und Karan Armstrong in Berlin FOTO: CLAUSS

Pells Tenor hat sich darüber hinaus prachtvoll entwickelt.

Im Zentrum zwischen den beiden anderen Tenören, William Cochran, dem armseligen Kapaun im Bratenrock als Katjas Muttersöhnchen von Mann, und Stephen Algie als dem Onkel hörigen jungen Liebhaber, steht Karan Armstrong. Sie singt und spielt die Titelpartie auf unerhört nachdrückliche Weise, stimmlich zurückgenommen, unforciert, mit schönem Leuchten auf den Höhepunkten: eine Singschauspielerin, die hier zeigt, daß sie beides herrlich kann: singen wie spielen. Berlin lag ihr diesmal zu Füßen und ganz zu Recht.

Karan Armstrong in den ihr gemäßen Rollen ist eine Klasse für sich. Ihre Katja Kabanowa, in den seelischen Zusammenbruch torkelnd, untergehend im Heraussingen der verzweiflungsvollen Situation, kennt auf der Opernbühne kaum noch einen Vergleich. Patricia Johnson und Tomislav Neralić ergänzten glücklich das großartig homogene Ensemble.

KLAUS GEITEL

Per Zeitmaschine auf die Gralsburg

René Kollo ist einer der ganz wenigen Sänger, die eine Lippe riskiert haben, wenn ihnen ein Regisseur mit seinen Forderungen quer kam. Herbert von Karajan hat das bei den Salzburger Osterfestspielen ebenso einmal zu spüren bekommen wie Giorgio Strehler an der Mailänder Scala. Duckmäusertum ist Kollos Sache nie gewesen. Das macht ihn sympathisch in einer Sängerszene, die sich auf den Weg des geringsten Widerstandes zurückgezogen hat.

Nun ist René Kollo noch einen Schritt weitergegangen. Er hat zum erstenmal selbst Regie geführt, Wagners „Parsifal" am Staatstheater Darmstadt inszeniert, um den Berufsregisseuren zu zeigen, was eine Harke ist. Natürlich Wagner: Denn in seiner Musik ist René Kollo seit Jahren zumindest stimmlich zu Hause. Und warum Darmstadt? Nun ja, die großen Bühnen sind ja vielleicht doch nicht das richtige Forum für ein Ge-



Nettes Fiasko: David Griffith (li.) und Harrie Peeters in Darmstadt FOTO: SCHRECKENBERG

sellenstück, wenn der erste Regieversuch denn eins werden sollte.

Er ist es nicht. Kollos „Parsifal" wurde zu einem netten Fiasko. Nett, weil man das Bemühen und die gute Absicht dahinter spürt, nicht die Häme und die Lust an der Zerstörung, wie sonst, wenn sich Jungregisseure austoben und um jeden Preis auffallen wollen. Das hat Kollo nicht nötig.

Nein, der erste Akt sieht ganz brav aus. Man steht, singt, schreitet. Ein paar gelungene Inszenierungsmuster, die man kennt, erkennt man wieder, etwa wenn bei Gurnemanz' Schulstunde die Knappen mit dem Alten einen Kreis bilden, eine Gralsrunde im kleinen, und der Greis, von oben beleuchtet, darin aufragt wie ein gotischer Turm. Theater findet nachdrücklich nicht statt, niiiicht einmal, wenn Parsifal den Schwan erlegt und damit Bewegung in den verschlafenen Garten von Monsalvat bringt.

Etwas einfallen lassen hat sich René Kollo für die Verwandlung im ersten Akt, jene notorische Stelle für alle Wagner-Philosophen, singt Gurnemanz doch: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit." Während das Licht aus ist, damit die Bühne umgeräumt werden kann, und sich die beiden Wanderer an den Rand drücken, um nicht zu stören, währenddessen also zieht eine Seilschaft an der Bühnenrampe entlang, die Theaterkostüme vorführt, so etwa vom alten Moses über Gotik, Renaissance und Biedermeier bis zu einem Kinderpaar in Gründerzeit-Tracht.

Aha, das muß René Kollos Zeitmaschine gewesen sein, die denn auch noch gleich die Gegenwart überholt und die Gralsritter als Sternenkrieger wie aus einem SciFi-Film auftreten läßt. Auch das haben wir schon gesehen im „Parsifal", auch darüber kann man reden, wenn es nicht einfach vom Ausstatter (Walter Schwab) behauptet wird, sondern irgendwie theatralisch verarbeitet. Das ist leider nie der Fall.

Zweiter Akt. Lila Licht, rosa Licht, grünes und gelbes Licht auf die Blumenmädchen, die Rauschgoldperükken zum kunstseidenen Wickelrock tragen. Eine Haremsparodie hebt an, gegen die Hans Albers' Münchhausen bei Abd-ul-Hamid nach hehrem Ernst aussieht. Darmstadts Chordamen, verführerisch posierend, bringen den ersten Heiterkeitserfolg des Abends. Schließlich zieht Kundry Parsifal zum „ersten Kuß" herunter. Der liegt dann bäuchlings auf der rothaarigen Femme fatale im Goldlamé-Hänger und fängt plötzlich an, wie ein Ertrinkender mit den Armen zu rudern hinter dem Rücken.

Gegen die solcherart mißlungene Verführung kommt dann auch Klingsor mit seinem Zauberspeer nicht an. Das ist ja einer der Bühnentricks, an denen der „Parsifal"-Regisseur seine Metiergewandtheit demonstrieren muß: Klingsor wirft den Speer auf Parsifal, doch der fängt ihn auf. Kollo hat dafür eine Un-Lösung besonderer Art parat: Klingsor wirft den Speer nicht, bleibt wie versteinert stehen, und Parsifal nimmt dem machtlosen Zauberer die Waffe aus der Hand. Das mag zwar vom Sinngehalt her irgendwo stimmen, aber Wagners grandioser Sinn für Theatralik bleibt völlig auf der Strecke.

Die Quintessenz seines „Parsifal" zieht Kollo am Schluß, wenn das Orchester feierlich und erlösungsverheißend ausklingt. Da kommt Opa Gurnemanz über die Bühne, an der Hand einen kleinen Jungen (vielleicht schon Parsifals Sohn Lohengrin?), der will ein Blümchen pflücken, doch das sitzt fest in der Erde, und so läßt es der Kleine. Das also ist es, was Kollo in seinem Programmheftartikel meint, wenn er anhebt: „Wir zertreten nicht nur, wir ruinieren die Natur" und später folgert: „Vielleicht also doch ein Gotterkennen in und durch die Natur? Genau das ist es jedoch, was uns heute so schwerfällt. Wir haben keine Beziehung zur Natur. Wir sind Großstadtmenschen." Kollos grünliches Lamentieren ist wohl doch noch kein „Parsifal"-Konzept.

Hans Drewanz dirigiert, die Hauptrollen singen Francesch Chico-Bonet (Amfortas), Harrie Peeters (Gurnemanz), Hubert Bischof (Klingsor), David Griffith (Parsifal) und Elisabeth Hornung (Kundry). Für Darmstadt geht das in Ordnung, für Wagner nicht unbedingt.

REINHARD BEUTH

JOURNAL

Diepgen eröffnete Grisebach-Villa

AP, Berlin

Als „eine neue Stadtwohnung für die schönen Künste" hat Berlins Regierender Bürgermeister Eberhard Diepgen die in 18monatiger Bauzeit renovierte Grisebach-Villa und das „Kleine Palais" ganz in der Nähe des Kurfürstendamms der Öffentlichkeit vorgestellt. Ermöglicht wurde die Erneuerung der aus dem Ende des letzten Jahrhunderts stammenden Gebäude durch das finanzielle Engagement der Deutschen Bank in zweistelliger Millionenhöhe und des Berliner Landeskonservators, der weitere drei Millionen Mark beisteuerte. Im Kleinen Palais soll fortan eine Käthe-Kollwitz-Sammlung untergebracht werden und in der Grisebach-Villa Antiquariat, Galerie, Auktionsraum, Buchhandlung und Büroräume.

Kunst aus der Sammlung Ludwig

DW. Koblenz

„Neue deutsche Kunst aus der Sammlung Ludwig, Aachen" zeigt Koblenz im Haus Metternich. Die Ausstellung, die bis zum 20. April zu sehen ist, umfaßt u. a. Werke von Baselitz, Fetting, Immendorf, Penck, im wesentlichen also Arbeiten der neuen Figurativen. Der Katalog kostet 15 Mark.

Keine Latinisierung des Chinesischen

DW. Peking

Auf lange Sicht wird die chinesische Schrift nicht durch eine Alphabetschrift, die vom lateinischen Alphabet abgeleitet wurde, ersetzt werden. Das ist das Ergebnis einer Konferenz über die chinesische Sprache und Schrift in Peking. Zugleich traten die Delegierten aber für die Förderung des Pinyin als Standardumschrift des Chinesischen in lateinischen Buchstaben ein. An eine weitere Vereinfachung der chinesischen Schriftzeichen, die unter Mao forciert wurde, ist vorerst nicht mehr gedacht.

Berliner Bildhauer des 19. Jahrhunderts

DW. Bonn

Im Anschluß an die bereits in Bottrop und auf Schloß Cappenberg gezeigte Ausstellung „Rheinland-Westfalen und die Berliner Bildhauerschule des 19. Jahrhunderts" (vgl. WELT v. 3. 12. 84) schickt die Stiftung Preußischer Kulturbesitz mit rund 50 Exponaten ein verkleinertes Arrangement dieses Ensembles von Büsten, Modellen und Statuetten ins Wissenschaftszentrum von Bonn-Bad Godesberg. Die Ausstellung belegt, welche Bedeutung das öffentliche Denkmal im 19. Jahrhundert einmal gehabt hat, welche Ideen- und Stilvorgaben gerade aus der Berliner Bildhauerei kamen (Rauch, Drake, Begas u. a.) und welche Impulse die Künstler aus den Westprovinzen (von Blaeser bis Lehmbruck) für sich fruchtbar gemacht haben (bis 7. April, Kat. 28 Mark).

„Schock und Schöpfung" und die Jugendästhetik

DW. Stuttgart

Einen Versuch, die Jugendästhetik im 20. Jahrhundert zu analysieren und anschaulich zu machen, unternimmt die Ausstellung „Schock und Schöpfung". Sie ist bis zum 18. Mai im Stuttgarter Kunstverein zu sehen, der sie gemeinsam mit dem Deutschen Werkbund organisiert hat. Der umfangreiche Katalog erschien im Luchterhand-Verlag und kostet 48 Mark.

„Juden in Lemgo – Vergessene Bürger?"

DW. Lemgo

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Juden in Lemgo – Vergessene Bürger?", die bis zum 11. April dauert, erinnert die Stadt Lemgo an ihre jüdische Gemeinde. Um 1900 lebten in Lemgo 111 Juden, 1933 waren es 53, heute nur noch 3. Neben einer Ausstellung und zahlreichen Vorträgen wird am 7. April das Preisgericht über den Wettbewerb zur Gestaltung eines Mahn- und Denkmales auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge entscheiden. Dafür liegen immerhin 835 Einsendungen vor.

„Romanische Straße" quer durch das Elsaß

DW. Schlettstadt

Die Idee einer „Romanischen Straße" im Elsaß hat Gestalt angenommen. Gegenwärtig ist im Kornhaus von Schlettstadt (Halle aux Blés) eine Ausstellung zu sehen (bis 20. April), die den Routenverlauf anhand von Skizzen, Fotos, Modellen, mittelalterlichen Urkunden und Skulpturen detailliert beschreibt. Anlaß ist die Eröffnung der „Route romane d'Alsace" am vergangenen Wochenende. Sie macht deutlich, welchem kulturellen Reichtum man zwischen Weißenburg im Norden und Feldbach im Süden (mit einem grenzüberschreitenden Abstecher ins Badische) begegnet (Katalog 5 Franc).

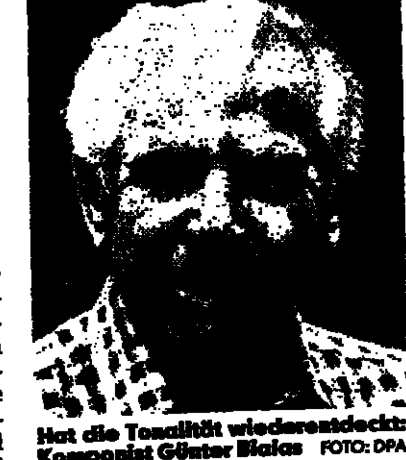
G. Bialas' „Lamento"

Ein Bariton über dem Orgelpunkt

Als zweites Werk im Auftragspaket, das die Münchner Philharmoniker sich selbst zur Eröffnungssaison ihres neuen Konzertsaals im Kulturzentrum Gasteig geschenkt haben, dirigierte Sergiu Celibidache die Uraufführung von „Lamento di Orlando" für Orchester, Bariton und Chor von Günter Bialas. Der Spätstil des 78jährigen Komponisten ist geprägt von seiner Wiederentdeckung der Tonalität, die ihm – wie vielen anderen Komponisten – eine Zeitlang abhanden gekommen war.

Am deutlichsten zeigt sich das im zweiten Teil des dreisätzigen Werkes, „Suspir, Lachrymi". Bialas scheut sich nicht, auf eines der traditionellsten kompositorischen Mittel zur Ausdeutung des tonalen Standorts, nämlich den Orgelpunkt, als Basis der harmonischen Struktur zurückzugreifen. Hier gelingen ihm Höhepunkte von großer Wirkung, an deren Zustandekommen der von Josef Schmidhuber glänzend vorbereitete Philharmonische Chor maßgeblich beteiligt war.

Problematischer ist der erste Teil, „Lamento – zerschreiet die Schatten", nach einem Text von Jean Paul. Der zarte Farben und poröse Klangtexturen bevorzugende Bialas ist beim „Zerschreien" nicht ganz in seinem Element. Plötzliche Klangeruptionen, so gekonnt sie auch gestaltet sein mögen, wirken bei ihm forcierter, unpersönlicher als die lyrischen Abschnitte, die sowohl im zweiten



Hat die Tonalität wiederentdeckt: Komponist Günter Bialas FOTO: DPA

Teil als auch in dem von der Thematik des ersten Satzes ausgehenden „Abgesang" im Vordergrund stehen.

Die ungewöhnlichen Schwierigkeiten des Baritonsolos (der Komponist selbst fand es notwendig, etliche Erleichterungsalternativen in die Partitur zu setzen) wurden von Wolfgang Brendel mit Engagement und überzeugendem Ausdruck bewältigt. Daß dabei einige Sprünge nicht präzis auf der Zielnote landeten, fällt angesichts seiner bemerkenswerten Leistung kaum ins Gewicht; die menschliche Stimme ist eben kein Tasteninstrument, das gewünschte Intervalle auf Fingerdruck liefert.

Alles in allem: eine Musik, die tiefen Ernst und große Würde ausstrahlt. Celibidache steuerte die Uraufführung mit fast spielerisch anmutender Selbstverständlichkeit zwischen den Klippen der komplizierten Partitur hindurch. Die bravourös spielenden Philharmoniker taten ein übriges, dem Werk zu einem waschechten Publikumserfolg zu verhelfen. Es gab regelrechte Beifallssalven.

PETER JONA KORN

Bonn: Eschberg inszeniert „Mutter Courage"

Ein poetisches Leiden

Brechts „Mutter Courage" – das ist fast gegen den Willen des Dichters ein Triumph des Lebens über den Tod, über die Zerstörungen des Krieges. Die Marketenderin, die dem Dreißigjährigen Krieg hinterherzieht, um an ihm zu verdienen, verliert zwar nacheinander ihre beiden Söhne und ihre taubstumme Tochter, aber sie bleibt „unbelehrbar": Ihre Lebenskraft steht auch am Ende gegen die Tragödie, die Courage ist ein Sinnbild des vitalen Prinzips.

In Bonn, wo Peter Eschberg in einer Fabrikhalle das Stück jetzt inszenierte, versucht man in gewisser Weise brechtischer zu sein als der Autor selber. Indem Eschberg die Titelrolle mit der schmalen, grazilen, naiven und ein wenig görenhaft wirkenden Carmen-Renate Köper besetzte, werden die Akzente deutlich verschoben.

Die Muter Courage steht nicht mehr als Prinzip gegen den Krieg, sie ist vielmehr deutlich das Opfer des Krieges. Carmen-Renate Köper ist nicht vital, sie ist zäh; sie schleudert nicht ihr Leiden vulkanhaft nach außen, sie leidet elegisch in zarter Poesie; sie beherrscht die Männer nicht mit ihrer Kraft, sie trickst sie eher mit görenhafter Pfiffigkeit aus; ihr Humor kommt nicht aus dem Bauch, er ist kalkuliert und raffiniert. Wenn die Köper zum Beispiel pfeiferauchend im Liegestuhl dem posierenden Feldprediger (George Meyer-Goll) hinterherpfeift, dann ist das eine Art Lausemädchenstreich, der die Welt wenigstens in der Pointe für einen Moment auf den Kopf stellt.

Und von diesem Prinzip her arbeitet die ganze Inszenierung. Die Zuschauer rollen auf ihren Podesten dem Krieg hinterher. Dem Krieg werden von Szene zu Szene – einer Zwiebel gleich – die Häute abgezogen, bis im Kern sozusagen der nur noch geschundene Mensch übrig bleibt.

So sehr einem gedanklich diese Brecht-Interpretation einleuchten mag – sie ist der angestrebten Anti-Kriegs-Haltung näher als die bisherigen Deutungen –, so wenig überzeugt die Bühnenwirkung. Man entdeckt nämlich, daß dem Krieg plötzlich sein Gegenpol fehlt, der Felsen, an dem sich die Welle bricht und damit ihre Kraft zeigt. Und im Gefolge dieses Polaritätsverlustes verliert merkwürdigerweise auch der Krieg seine Bedrohlichkeit. Eschberg mußte schon die Schergen (Klaus Bauer und Sascha Scholl) gewaltig zu wahren Teufeln herausputzen, um überhaupt noch Bedrohung zu evozieren.

Aber selbst das wird komödiantisch, wie überhaupt die Inszenierung zu bunten, lauten Gags Zuflucht nehmen muß: goldenen Pferden (vom Krieg das Fell gerupft), einem schnittigen Sport-Cabrio und lauter Figuren, die mehr Ähnlichkeit mit Dick und Doof haben als mit Schweizerkas (Thomas Weber-Schallauer), Eilif (Michael Prelle) oder dem Koch (Wolfgang Kraßnitzer). Späße und Karikaturen müssen für die vitale Tragik herhalten, die Eschberg auf dem Altar seiner Um-Deutung opfern mußte. Viele Szenen sind gar nicht schlecht, aber ganz bei sich ist das Stück nur, wenn die stumme Kattrin (Ariane Gefron) am Schluß die Trommel schlägt, um die Stadt vor dem Untergang zu bewahren: Sprachlos setzt sich das Leben zur Wehr. Viel Beifall.

LOTHAR SCHMIDT-MÜHLISCH

Jacques Doillons Film „Der Mann, der weint"

Reise in die Innenwelt

Seine Kollegen schnuppern gern den Duft der weiten Welt und zaubern den Abglanz der Großstadtlichter auf die Leinwand. Anders Jacques Doillon. In Filmen wie „Ein kleines Luder" oder „Die Piratin" setzte er seine Helden seelischen Zerreißproben aus und degradierte die Außenwelt zur blassen Kulisse. Man hat diesem Kino der strengen Askese und verstörenden Erotik Etiketten wie „Neue Innerlichkeit" und „Neue Natürlichkeit" aufgeklebt, ohne so dem widerspenstigen Werk Doillons wirklich nahezukommen. Auch diesmal zeigt der Regisseur allen publikumswirksamen Effekten die kalte Schulter.

Ein Mann namens Emmanuel (Samy Frey), geschieden und mit seiner neuen Freundin in aufreibendes Gezänk verstrickt, freut sich auf jedes Wochenende. Dann nämlich kann er seine elfjährige Tochter Elise besuchen, sich selbst in ihren Eigenarten spiegeln und spielerisch noch einmal in die eigene Kindheit zurückkehren. Allerdings gelingt diese vorbehaltlose Zweisamkeit nur in seltenen, kostbaren Augenblicken. Denn Emmanuel hat Elise nicht nur seine Verdrossenheit, sondern auch seinen Hang zu zerstörerischer Kritik vererbt. Oft stehen sich Vater und Tochter wie ratlose Krieger gegenüber, die eigentlich Freunde sein wollen, einander bei ihren verkrampften Annäherungen jedoch immer wieder Blessuren zufügen. An diesem Wochenende aber will Emmanuel den Teufelskreis durchbrechen.

Kein routinierter Tagesausflug in die Provence also, sondern eine abenteuerliche Fahrt nach Madrid, wo man Goyas Gemälde betrachten und die Barriere gegenseitiger Vorurteile und Hemmungen überwinden möchte. Eine einfühlsame Reise in die Innenwelt, die nur auf den ersten Blick der Odyssee aus Wim Wenders' „Paris, Texas" gleicht. Hier spiegelt die Landschaft allenfalls Stimmungen, so daß sich die Selbsterforschung unter südlicher Sonne in eine Art Freiluft-Kammerspiel vollzieht, in dem letztlich nur Blicke, Gesten und viele Worte zählen.

Indem der Regisseur versucht, seinen Dialogen jede Banalität auszutreiben, riskiert er allzu aparte Brüche und künstlich verrätselten Tiefsinn. Wenn sich jede Floskel zur bedeutsamen Sentenz spreizt und Mara Goyet als Elise dem Klischee der Kindfrau huldigt, scheint Doillon den schlicht gekrümmten Handlungsbogen zu überspannen. Trotz solcher Ausflüge ins eitle Kunstgewerbe: die verzweifelte Suche nach der verlorenen Harmonie und das schutzlose Bekenntnis zum verworrenen Gefühl machen diese Figuren sehr viel glaubwürdiger als alle Plastikhelden französischer Erfolgsfilme.

Denen aber hätte der Verleih wohl weder die mageren Untertitel noch den haarsträubenden deutschen Titel zugemutet. Im Original heißt dieser Film schlicht „Familienleben". Und genau darum geht es: um die Familie, die hier keine süßliche Idylle und kein grelles Schlachtfeld ist. Sondern Zuflucht jener traurigen Einzelgänger, die oft mit letzter Kraft die Fremdheit zwischen sich und dem anderen überwinden wollen.

HARTMUT WILMES

BUNDESLIGA

Nächste Spiele: Donnerstag (27. 3.), 17.15 Uhr: Freiburg – Homburg. – Montag, 31. 3., 15 Uhr: Bayreuth – Aachen. Dienstag, 1. 4., 20 Uhr: Duisburg – BW Berlin.

31. Spieltag: Donnerstag, 27. 3., 20 Uhr: Aachen – Bielefeld, Osnabrück – Duisburg, Solingen – Bayreuth. – Samstag, 29. 3., 15.30 Uhr: Hertha BSC – Karlsruhe, Stuttgart – BW Berlin, Braunschweig – Kassel. – Montag, 31. 3., 15 Uhr: Homburg – Köln, Aschaffenburg – Darmstadt, Oberhausen – TB Berlin.

2. Liga

30. Spieltag: Duisburg – Aachen 1:2, BW Berlin – Solingen 3:1, Darmstadt – Osnabrück 3:1, Karlsruhe – Freiburg 3:2, Wattenscheid – Aschaffenburg 1:0, Bielefeld – Homburg 1:1, Kassel – Oberhausen 1:1.

1. FC Homburg	27	15	7	5	62:30	37:17
2. Karlsruher SC	29	15	7	7	53:36	37:21
3. Arm. Bielef.	30	14	8	8	50:36	36:24
4. Fort. Köln	26	15	5	6	47:33	35:17
5. BW Berlin	29	12	11	6	58:37	35:23
6. Alem. Aachen	27	12	10	5	44:26	34:20
7. Darmst. 98	29	13	8	8	57:41	34:24
8. Wattensch. 09	29	14	6	9	46:45	34:24
9. Stuttg. Kick.	28	12	7	9	49:42	31:25
10. Hess. Kassel	27	13	4	10	41:38	30:24
11. E. Braunschw.	27	10	8	9	52:45	28:26
12. RW Oberhaus.	30	8	11	11	42:48	27:33
13. Un. Soling.	28	8	9	11	37:52	25:31
14. VfL Osnabr.	28	7	10	11	34:42	24:32
15. V. Aschaffenb.	29	10	3	16	41:51	23:35
16. Hertha BSC	28	4	13	11	34:49	21:35
17. TB Bor. Berlin	26	6	7	13	36:52	19:33
18. SpVg. Bayr.	26	7	5	14	27:52	19:33
19. SC Freiburg	26	5	7	14	33:51	17:35
20. MSV Duisburg	27	3	4	20	23:60	10:44

Nachholspiele: Dienstag, 25. 3., 19.30 Uhr: Leverkusen – Frankfurt, Bochum – Köln, Uerdingen – Kaiserslautern (beide 20 Uhr). – Dienstag, 1. 4. Kaiserslautern – Mannheim, Hannover – Schalke, Stuttgart – Hamburg (alle 20 Uhr).

29. Spieltag: Donnerstag, 27. 3., 20 Uhr: Düsseldorf – Hannover. – Samstag, 29. 3., 15.30 Uhr: Frankfurt – München, Uerdingen – Leverkusen, Köln – Hamburg, Nürnberg – Saarbrücken, Mannheim – Schalke, Kaiserslautern – Mönchengladbach. – Montag, 31. 3., 18 Uhr: Dortmund – Bremen, Bochum – Stuttgart.

FUSSBALL / WELT-Umfrage zum Tor von Manfred Burgsmüller

Trainer Bongartz: Kein Vorwurf Dieter Hoeneß: Große Unsportlichkeit

Von ULRICH DOST

Das Tor von **Manfred Burgsmüller** (36) zum 1:0 beim 2:0-Erfolg von Werder Bremen über den 1. FC Kaiserslautern sorgt für Diskussionsstoff. Die Szene: Burgsmüller soll Torwart **Gerald Ehrmann** (27) mit der Hand den Ball aus den Armen gespitzelt haben. Vielleicht war es auch ein Ellenbogencheck. Auf jeden Fall ließ Ehrmann den Ball fallen, Burgsmüller reagierte am schnellsten und schoß den Führungstreffer.

Die Reaktion der Beteiligten: Burgsmüller: „Tor ist, wenn der Schiedsrichter pfeift." Kaiserslauterns Trainer Hannes Bongartz (34): „Kein Vorwurf an Burgsmüller, aber der Schiedsrichter hat versagt. Er hat nichts gesehen und auf Tor erkannt." Schiedsrichter **Jürgen Weber** (30) aus Essen: „Der Ball war frei, er konnte für mich korrekt gespielt werden." **Gerald Ehrmann:** „Das ist ein klarer Fall für das Sportgericht. Wenn man mich nicht zurückgehalten hätte, wäre ich Burgsmüller an den Kragen gegangen."

DIE WELT befragte Spieler, Trainer und Präsidenten über das Burgsmüller-Tor: Pfiffig oder unfair?

Erich Ribbeck (48), Trainer von Bayer 04 Leverkusen: „Sicherlich war da etwas Schlitzohrigkeit dabei, doch das Tor war eben irregulär, also der Regel nicht entsprechend. Es war vielleicht ein Kavaliersdelikt, die Sache kommt bei den Leuten gut an, sie lachen darüber. Burgsmüller ist halt so ein Typ. Doch der Schiedsrichter hätte den Vorgang sehen müssen. Burgsmüller hat bestimmt nicht damit gerechnet, daß das Tor anerkannt wird."

Ulrich Sude, (29), Torwart von Borussia Mönchengladbach: „Wenn der Burgsmüller in der Nähe ist, muß man aufpassen, der lauert darauf, der sucht solche Gelegenheiten. Daß einer auf so eine Idee kommt, ist schon schlitzohrig. Viele lachen darüber. Doch mit Distanz betrachtet, fällt auch die Unsportlichkeit auf."

Reinhard Rauball (39), Präsident von Borussia Dortmund: Objektiv kann niemand sagen, was Burgsmüller gemacht hat. Es läßt sich nur vermuten, wie der Ball auf mechanische Art Ehrmann aus der Hand glitt. Doch so etwas gehört zum Fußball dazu, es ist die Würze des Spiels. Burgsmüllers Absicht würde ich nicht gleich als etwas Verwerfliches bezeichnen. Der



Schiedsrichter hat ja die Möglichkeit, das Vergehen zu ahnden oder auch nicht."

Helmut Roleder (32), Torwart vom VfB Stuttgart: „Der Fall geht über Schlitzohrigkeit hinaus, das war ein klarer Regelverstoß. Es gibt Spieler, die so etwas immer wieder versuchen. Am Bildschirm war ich mir sicher, daß dies niemals ein Tor geben würde."

Klaus Allofs (29), Stürmer des 1. FC Köln: „Gelacht habe ich über die Szene ganz bestimmt nicht. Normalerweise hatte es als Foul geahndet werden müssen. Von Burgsmüller kann jedoch niemand erwarten, daß er sich entschuldigt. Jeder versucht 90 Minuten lang seinen Vorteil zu bekommen, aber nur innerhalb der Regeln. Bei Burgsmüller war es wohl ein Grenzfall."

Klaus Fischer (36), Stürmer des VfL Bochum: „Es ist doch eine klare Unsportlichkeit, wenn man dem Torwart den Ball aus der Hand schlägt. Es ist Burgsmüllers Absicht, sich unfair zu verhalten. Er macht das öfters. Als wir in Bremen spielten, hat er das auch versucht, aber nicht das Tor getroffen.

Bernard Dietz (38), Abwehrspieler von Schalke 04: „Jeder versucht, für sich das Beste herauszuholen. Was ich nicht verstehe, ist, daß Schiedsrichter auf so etwas noch hereinfallen. Mit Pfiffigkeit hat das nichts zu tun, das war schon unsportlich."

Professor Fritz Scherer (43), Präsident von Bayern München: „Mit Schlitzohrigkeit hat das wirklich nichts zu tun, das war Unfairneß. Für mich war das ein irreguläres Tor."

Walter Junghans (27), Torwart von Schalke 04: „Ein fairer Spieler macht so etwas nicht, aber es gehört offenbar zur Bundesliga dazu."

Dietrich Weise (51), Trainer von Eintracht Frankfurt: „Wenn man Burgsmüllers Verhalten auch noch als schlitzohrig bezeichnet, macht man es sich zu leicht. Die meisten Spieler kommen nicht auf diese Idee. Schlitzohrig ist für mich jemand, der Dinge vorausahnen kann."

Wolfgang Kleff (38), Torwart von VfL Bochum: „Obwohl Manfred Burgsmüller mein Freund ist, muß ich sagen: Bei ihm muß man mit allen krummen Dingern rechnen."

Dieter Hoeneß (33), Mittelstürmer von Bayern München: „So etwas ist für mich die größte Unsportlichkeit. Auch wenn es lächerlich klingt, weil ich das als Konkurrent der Bremer sage, aber es wäre schlimm, wenn so ein Tor die Meisterschaft mitentscheiden würde. Deshalb muß auch das Sportgericht einschreiten. Burgsmüller muß bestraft werden." Wenn so ein Tor die Meisterschaft mit entscheiden würde. Deshalb muß auch das Sportgericht einschreiten. Burgsmüller muß bestraft werden."

SPORT-NACHRICHTEN

Erfolg in Mouton

Saarbrücken (sid) – Die Französin Michèle Mouton gewann auf einem Peugeot 205 Turbo die Saarland-Rallye. Diese Veranstaltung war der zweite Lauf zur deutschen Meisterschaft.

Sieg für Stuck

Sebring (sid) – Langstrecken-Weltmeister Hans-Joachim Stuck (Grainau) siegte auf Porsche 962 bei den klassischen 12 Stunden von Sebring. Stuck hatte in Sebring 1975 auf BMW gewonnen.

Fünf Weltrekorde

Medeo (sid) – Die „DDR"-Eisschnelläuferinnen Karin Kania-Enke und Andrea Ehrig stellten in Medeo (UdSSR) fünf Weltrekorde auf. Karin Enkes Rekorde: 500 in 39,52 Sekunden, 1500 m in 1:59,30 Minuten und 3000 m in 4:18,02 Minuten. Andrea Ehrig hatte zuvor die 1500 m in 2:01,00 Minuten und die 5000 m in 7:20,99 Minuten gelaufen.

Ski: Schick Vierter

Broment (sid) – Beim letzten Weltcup-Slalom in Bromont (Kanada), den der Jugoslawe Krizaj gewann, belegte der Berchtesgadener Josef Schick Platz vier. Gesamt-Weltcupsieger wurde Marc Girardelli (Luxemburg).

Nykänen Weltcup-Sieger

Planica (sid) – Durch einen Sieg im Springen auf der kleinen Schanze von Planica (Jugoslawien) wurde der Finne Matti Nykänen zum dritten Mal hintereinander Weltcup-Sieger der Skispringer. Das Springen von der großen Schanze gewann der Österreicher Ernst Vettori.

Deutscher Doppelsieg

Strbske Pleso (sid) – Hermann Weinbuch (Berchtesgaden) vor Hubert Schwarz (Oberaudorf) war der Einlauf beim Weltcup-Finale der Nordischen Kombinierer in Strbske Pleso (CSSR). Weinbuch stand zuvor schon als Weltcup-Sieger fest.

Spitzentrainer ausgereist

Bad Neustadt (dpa) – Der 41jährige Karlheinz Rost (SC Leipzig) ist der erste Handball-Spitzentrainer der „DDR", der in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen durfte. Rost bestritt von 1964 bis 1972 für die „DDR" 102 Auswahlspiele.

Zola Budd Weltmeisterin

Neuchâtel (dpa) – Die für England startende Südafrikanerin Zola Budd verteidigte in Neuchâtel (Schweiz) ihren 1985 errungenen Weltmeistertitel im Cross-Lauf. Sie legte die 5000 m in 14:49,6 Minuten zurück.

Scherers Rückkehr

Freiburg (sid) – 20 Monate nach seiner Silbermedaille bei den Olympischen Spielen 1984 in Los Angeles kehrte der Schifferstädter Papiergewichtler Markus Scherer in die Weltelite der klassischen Ringer zurück. Beim Großen Preis von Deutschland in Freiburg besiegte er im Finale den sowjetischen Meister Ivan Samtajew nach Punkten.

Weltcup für Jensen

's-Hertogenbusch (sid) – Die Dänin Annegrete Jensen gewann auf Marzog in 's-Hertogenbusch (Holland) den erstmals ausgetragenen Dressur-Weltcup. Ann-Kathrin Linsenhoff (Kronberg) auf Vallauris wurde Vierte, Gabriela Grillo (Mülheim) auf Losander Fünfte. Das zweite Weltcup-Finale findet 1987 in Dortmund statt.

Letzte Medaille an UdSSR

Genf (sid) – Die letzte Medaille bei den Eiskunstlauf-Weltmeisterschaften in Genf ging an die UdSSR. Im Eistanzen siegten die Titelverteidiger Bestemjanowa/Bukin (2,4 Punkte) vor ihren Landsleuten *Klimowa/Ponomarenko* (3,6) und den Kanadiern Wilson/McCall (7,0). Die Konstanzer Zwillinge Antonia und Ferdinand Becherer (16,0) belegten Platz acht.

50 000 Dollar Strafe

Rio de Janeiro (sid) – Der Automobilsport-Weltverband (FISA) hat den Veranstaltern des brasilianischen Formel-1-Weltmeisterschaftslaufs in Rio de Janeiro mit einer Geldstrafe von 50 000 Dollar belegt. Grund: Die örtliche Polizei hatte mit einer Demonstration auf der Rennstrecke das Training gestoppt.

Englands „Schwarze Liste"

London (UPI) – England wird der mexikanischen Regierung eine „Schwarze Liste" bekannter Fußball-Randalierer zuleiten, um die Ausrichter der WM bei ihren Bemühungen zu unterstützen, Gewalt von der Veranstaltung fernzuhalten. Sportminister Tracey warnte gleichzeitig die Fußball-Rowdys davor, nach Mexiko zu reisen.

TENNIS

Lob für Steffi Graf

sid/dpa, New York

Die 16 Jahre alte Steffi Graf aus Heidelberg hat es wieder nicht geschafft, gegen die weltbeste Tennisspielerin zu gewinnen. Sie unterlag Martina Navratilova im Halbfinale des Turniers der weltbesten Damen in New York mit 2:6, 2:6. Aber allein die Tatsache, daß die junge Deutsche bei ihrer ersten Teilnahme bei diesem Turnier so weit kam, ist ein sehr großer Erfolg.

Claudia Kohdes knappe Niederlage im Viertelfinale gegen die Finalistin Hana Mandlikova und die Final-Teilnahme der Saarbrückerin im Doppel vervollständigen die überaus positive Bilanz der deutschen Damen.

Das zahlte sich auch finanziell aus: 30 000 Dollar kassierte Steffi Graf im Einzel, Claudia Kohde bekommt 13 000 im Einzel und noch einmal 11 750 im Doppel.

Lob erhielt Steffi Graf vor allem von Martina Navratilova: „Sie macht ihren Weg. Ich mußte das beste Tennis spielen, zu dem ich fähig bin.

HANDBALL

Großwallstadts Sieg in Trnava

dpa, Bonn

Die Vereinsmannschaften polierten den ramponierten Ruf der Nationalmannschaft durch Erfolge im Handball-Europapokal wieder etwas auf. Der TV Großwallstadt feierte mit 17:16 bei Lokomotiva Trnava in der CSSR einen Triumph im Viertelfinal-Hinspiel der Pokalsieger und steht fast schon im Halbfinale. Auch der THW Kiel darf nach dem [illegible]:26 im IHF-Pokal (er gleicht dem UEFA-Pokal im Fußball) gegen Proleter Zrenjanin (Jugoslawien) an dieses Ziel glauben. In Kiel war die Laune von Manager Heinz Jacobsen dennoch getrübt: „Wir hatten beim 26:17 schon mit neun Toren geführt, hoffentlich rächt sich das Verspielen des hohen Vorsprungs nicht beim Rückspiel."

EINE SONDERBEILAGE ÜBER KINDER- UND JUGENDBÜCHER

Jeder Epoche ziemt ihre eigene Form

Wie man am besten Geschichte im Jugendbuch vermittelt

Wir sprachen über Unpünktlichkeit in der Schule und über die Angst, unpünktlich zu sein, die mich gelegentlich noch jetzt im Traum verfolgt. Unser 16jähriger Freund lachte, nein, so tragisch würde das heute längst nicht mehr genommen, und morgen, er meinte anderentags, hätten sie in den beiden ersten Stunden ohnehin Geschichte. Die Langeweile war deutlich herauszuhören, das Desinteresse: Ach Gott, ja, Geschichte. Das mußte eben auch sein. Mehr sagte er nicht, wohlwissend, daß ich seine Meinung nicht geteilt hätte.

Ich erinnere mich an eigene Mitschüler, denen es vor dem Geschichtsunterricht geradezu graute. Na gut, das ist Jahre her. Aber heute, wo sich in den Schulen an den Lehrplänen und Lernmethoden im Laufe der letzten Jahrzehnte so vieles gewandelt hat, ist das Desinteresse unverändert geblieben.

Woran liegt das? An den Kindern? An der Gewichtung des Faches Geschichte im Vergleich zu den übrigen Fächern? Gewiß ist, daß zu allen Zeiten Schüler mit den unterschiedlichsten Interessen die Schule durchlaufen haben, und daß sie erst im Angebot der Fächer auf die eigene Begabung aufmerksam geworden sind, und dazu gehört auch die Hinwendung zur Geschichte. Gewiß ist auch, daß es innerhalb geschichtlicher Abläufe Phasen gibt, die der junge Mensch als langweilig empfindet, weil er keine Beziehung zu ihnen bekommt. Und



Barbara Bartos-Höppner zählt zu den auch international bekanntesten deutschen Jugendbuchautorinnen. Viele ihrer Bücher behandeln historische Themen aus allen Epochen FOTO: DPA

das könnte nun wiederum am Vermittelnden liegen, dem zugestanden werden muß, auch seine Steckenpferde und Schwachstellen zu haben. Und was den Wert der Geschichtsnoten angeht innerhalb der Zensurenskala, so mag es ja nicht nur von Schule zu Schule, sondern auch von Land zu Land unterschiedlich sein. Aber mit wie vielen Schülern ich auch gesprochen habe, ich habe noch keinen getroffen, der wegen einer Geschichtszensur eine schlaflose Stunde gehabt hätte.

Bedaure ich es? Ja, ich bedaure, daß Geschichte nicht den gleichen Stellenwert hat wie das Fach Deutsch, weil geschichtliches Bewußtsein von der eigenen Sprache nicht zu trennen ist. Ich bedaure, wenn nicht gewährleistet ist, daß ein junger Mensch weiß, woher er kommt, welche kriegerischen Auseinandersetzungen, welche kulturellen und geistigen Strömungen zu der Erbschaft führen, die er zu übernehmen hat, im positiven wie im negativen Sinne. Ich mache mir Gedanken, wenn ich von 15jährigen Schülern einer Realschule gefragt werde, wo die Stadt Küstrin liegt. Küstrin an der Oder, oder Kostrzyn, Grenzübergang von der „DDR" in das heutige Polen. Das ist jüngste deutsche Geschichte.

Ich hatte von Küstrin im Zusammenhang mit dem jungen Friedrich vorgelesen, den der eigene Vater dazu verurteilte, der Enthauptung seines Freundes Katte zuzusehen. Ob der sensible, flötenspielende Kronprinz die 15jährigen mitgerissen hätte, dessen bin ich nicht sicher. Aber der Revoluzzer, der gegen den königlichen Vater aufbegehrte, desertierte, gefaßt und auf die Festung Küstrin gebracht wurde, der riß sie mit. So sehr, daß sie nicht in die Pause gingen, wie es vorgesehen war. Sie zogen eine Landkarte auf und wir sprachen über Preußen, über die Familie „Bonnin", von der ich vorgelesen hatte und von diesem zwiespältigen Friedrich. Dabei erfuhren die 15jährigen, daß zurückliegende Ereignisse ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart haben können, daß Geschichte etwas Lebendiges ist, wenn es gelingt, sie in Individuen aufzulösen und Jahreszahlen in menschliche Schicksale umzuwandeln. Daß sie behutsam und mit großer Umsicht geschehen muß, um geschichtliche Fakten nicht der Lesbarkeit wegen zu kurz kommen zu lassen und umgekehrt, versteht sich von selbst.

Die unterschiedlichen Ereignisse, die ich in meinen Büchern beschrieben habe, brauchen unterschiedliche Formen. So habe ich für Themen wie die Eroberung Sibiriens durch die Kosaken unter dem Ataman Jermak im 16. Jahrhundert oder den jahrzehntelangen Kampf der kaukasischen Völker um ihre Freiheit im 19. Jahrhundert die Form der abenteuerlichen Erzählung gewählt, ebenso für die beginnende Wikingerzeit im 19. Jahrhundert. Die erschien mir als die einzig Richtige für die Wildheit und Unberechenbarkeit, mit der sich diese Ereignisse für die Umwelt vollzogen haben.

Für die Geschichte Preußens, die über Siege und Niederlagen zur Revolution von 1848 und zum zweiten Deutschen Reich geführt hat, und die mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg und der Revolution 1918 endete, habe ich die Form des Romans benützt, des Familienromans, um nicht nur Eroberungs- und Machtpolitik beschreiben zu müssen, nicht nur geistige, kulturelle und soziale Bestrebungen in zwei Jahrhunderten, sondern das Für und Wider gegenüber Pflicht, Ehre und Gehorsam der Angehörigen einer Familie. Für eines meiner letzten Bücher, die „Elbsaga", habe ich die Form des erzählenden Sachbuchs gewählt: Jüngste deutsche Geschichte, von der ich als Vertriebene betroffen bin.

Jahrelang ist mir das Thema durch den Kopf gegangen, plötzlich bedrängte es mich. Vor 40 Jahren Kriegsende, fast 40 Jahre lang zwei deutsche Staaten, dieses seltsam tragische Jubiläum stand vor der Tür. Deutsche Menschen, deutsche Sprache, deutsche Geschichte: Wo war die faßbare Mitte zwischen hüben und drüben? Wo die Möglichkeit, das Gemeinsame, seit Jahrhunderten Zusammengehörende zu erzählen?

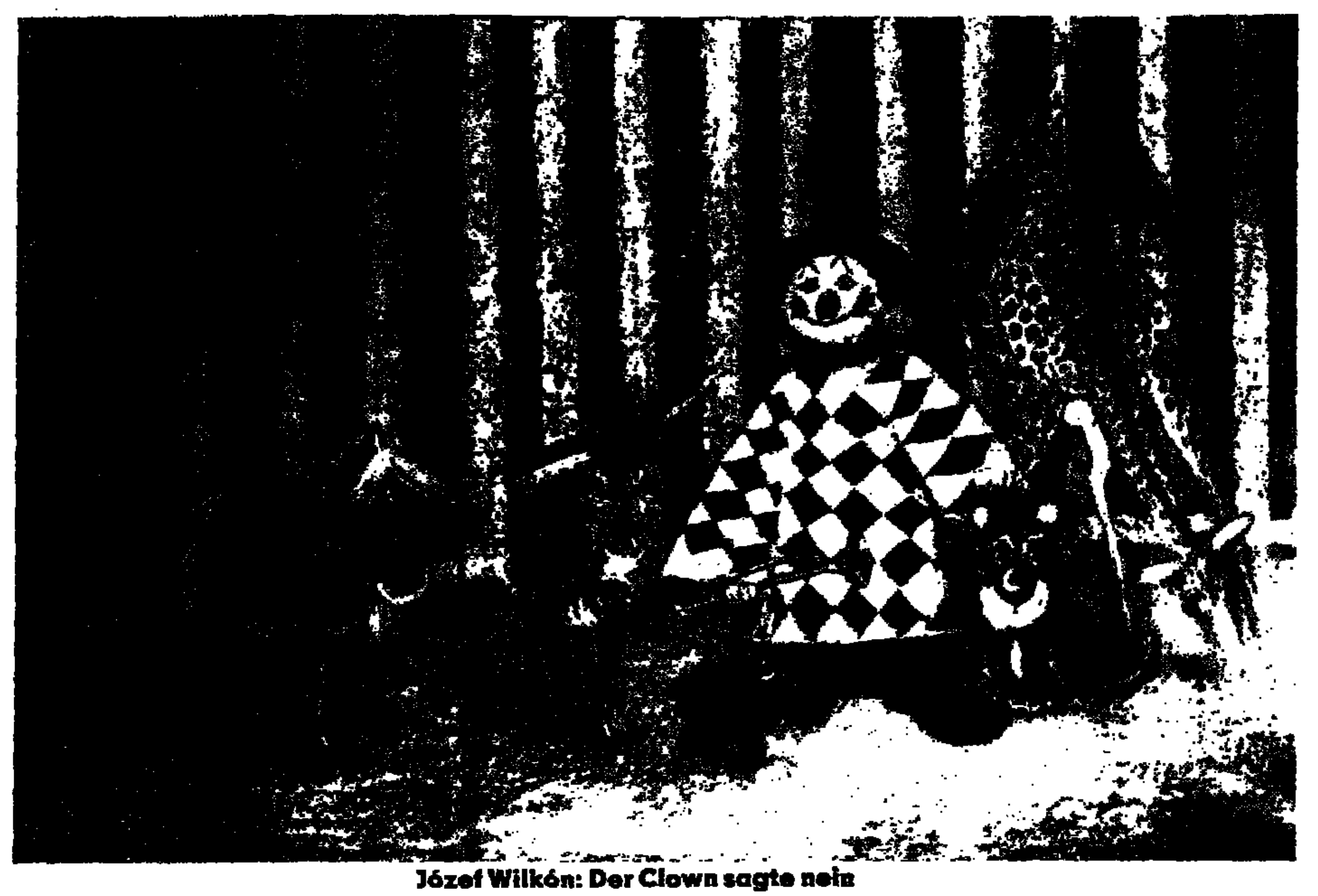
Was sich anbot, war der Fluß, die Elbe. Von der Frühzeit deutscher Geschichte bis ins Mittelalter war es immer der Rhein, an dessen Ufern sich die wichtigsten Ereignisse abgespielt hatten. Danach verlagerte sich das Geschehen ostwärts, und die Elbe hat seine Rolle übernommen; die Geschehnisse an den Elbufern wurden, wie am Rhein, nicht nur bedeutungsvoll für die deutsche Geschichte, sie reichten in die europäische Geschichte hinein, wo immer die Grenzen auch verlaufen sind.

Ein vereintes Europa ist nicht erst das Bestreben vieler Politiker nach dem Zweiten Weltkrieg gewesen. Ein großes Europa schwebte bereits Kaiser Karl IV. vor, nachdem er den böhmischen Thron geerbt hatte. Als er im Jahre 1346 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation wurde, machte er die Stadt Prag zum Mittelpunkt des Reiches.

Auf einmal richteten alle Diplomaten, Kaufleute und Politiker ihre Gedanken und Reisekutschen nach Prag. Karl IV. errichtete dort eine deutsche Universität, die im Laufe der Zeit für 2000 deutsche Wissenschaftler und Studenten zur Alma mater wurde. 2000 waren es nämlich, die im Jahre 1409 Prag verließen, als ihnen König Wenzel, Karls IV. Sohn, die Privilegien zugunsten der Tschechen in seinem Reich genommen hatte. Die 2000 Magister und Studenten gingen nach Leipzig, um dort die Universität zu gründen.

Ich kann mir nicht denken, daß sich ein Leser angesichts solcher geschichtlichen Fakten keine Gedanken macht, und sei es nur, was die Grenzen betrifft. Wer sieht es, wer macht es jungen Menschen klar, daß man sich aus der Geschichte nicht einfach davonmachen kann, daß man eine Erbschaft antritt, ob man will oder nicht.

BARBARA BARTOS-HÖPPNER



Józef Wilkón: Der Clown sagte nein

Vom Mondgesicht zum Apfelsinenmännchen

Mit dem Clown fing alles an. Genauer gesagt, mit dem Bilderbuch „Der Clown sagte nein". Es war das erste Buch des Nord-Süd-Verlages, 1962 kam es heraus. Mischa Damjan (so nannte sich der Verlagsgründer D. Sidjanski als Autor) hatte sich die Geschichte ausgedacht, und Gian Casty zeichnete die Bilder dazu. Heute, zum 25. Geburtstag des Verlages, begegnet uns der Clown wieder, allerdings in neuen Kleidern, die ihm Józef Wilkón geschneidert hat.

Daß Märchen immer wieder von anderen Zeichnern und Malern illustriert werden, ist nichts Ungewöhnliches. Aber mit dem „Clown" wurde meines Wissens zum erstenmal eine reine Bilderbuch-Geschichte auf diese Weise neu ausstaffiert. Allerdings hat es schon einmal den umgekehrten Fall gegeben. 1960 erschien beim Obpacher Buch- und Kunstverlag in München „Das Mondgesicht" von Gerda Marie Scheidl mit sehr schönen Bildern von Lilo Fromm. Es war eine hübsche Geschichte. Das Mondgesicht aus der Zeichnung eines kleinen Mädchens will mit dem richtigen Mond konkurrieren. Deshalb reißt es aus, erlebt allerlei Abenteuer und kehrt schließlich doch wieder in die Zeichnung zurück. Der Verlag, obwohl er eine Reihe guter Bilderbücher gemacht hatte, verschwand vom Buchmarkt.

Das Mondgesicht tauchte jedoch nach gut anderthalb Jahrzehnten wieder beim Parabel-Verlag in München auf (und ist dort noch zu haben), allerdings heißt es nun „Das Apfelsinenmännchen". Auf dem Titelblatt steht nur noch der Name von Lilo Fromm, die inzwischen allgemein als Kinderbuchmalerin geschätzt wird. Und lediglich auf der Innenseite erfährt man, ein Kaspar Rauxel (was gar zu arg nach Pseudonym klingt) habe die Geschichte dazu erzählt. Er hat das eine Bild weggelassen, ein anderes einfach halbiert und alles kräftig durcheinandergeschüttelt, so recht schlüssig aber ist das Ganze nicht geworden. Es ist eben leichter,

Misch Damjan/Józef Wilkón:
Der Clown sagte nein
Nord-Süd-Verlag, Mönchaltorf. 34 S., 19,80 Mark.
Lilo Fromm:
Das Apfelsinenmännchen
Parabel-Verlag, München. 32 S., 19,80 Mark.

neue Bilder zu einer Geschichte zu malen, als zu Bildern eine völlig andere Geschichte zu erfinden.

Das zeigt sich bei des „Clowns" neuen Kleidern. Seinerzeit war es ein sperriges, sprödes Buch. Denn die Geschichte vom Clown, der nicht mehr den Tolpatsch spielen, und vom Esel, der nicht mehr als störrisches Tier auftreten will – heute bei dem manischen „Selbstverwirklichungs-Kult" als pädagogisches Ziel kaum aufregend – war damals für ein Kinderbuch, gut drei Jahre bevor Neill, Summerhill und die antiautoritäre Erziehung modisch wurden, ungewöhnlich.

Auch die Bilder hielten sich nicht an die damaligen Bilderbuchnormen. Sie setzten auf malerische Effekte statt auf Bildgenauigkeit, geizten nicht mit kontrastreichen Farben und rigorosen Vereinfachungen. Casty, 1914 in Juoz geboren, verleugnete beim „Clown" wie bei seinem zweiten Kinderbuch, „Atuk" (1964) ebenfalls zu einer Geschichte von Mischa Damjan, nicht, daß er eigentlich Glasmaler war.

Heute nun, neun Jahre nach Castys Tod, begegnet uns ein ganz anderer Clown. Er trägt zwar immer noch das schwarz-weiße Rautenkleid, aber statt der spitzen Pierrot-Mütze bevorzugt er einen flachen schwarzen Hut. Auch sein Charkater hat sich gewandelt. Er ist nicht mehr die melancholische, passive Figur, sondern ein kugeliger, selbstbewußter kleiner Mann, der sofort den pädagogischen Zeigefinger hebt, wenn er dem Zirkusdirektor seinen „Manegenstreik" kundtut.

Die Bilder sind konkreter, genauer, sachlicher geworden. Das Plakat, das der Clown Petronius anschlägt, nachdem er mit den drei Tieren einen eigenen, sozusagen „präalternativen" Zirkus gegründet hat, ist typisch dafür. Bei Casty stand darauf: „Zirkus nur für Kinder und Poeten". So wurde aus einem aufregenden Bilderbuch ein Kinderbuch, wie es viele gibt.

PETER DITTMAR

„Happy Birthday! Snoopy & Die Peanuts"

Charles M. Schulz hat mit seiner liebenswerten Zeichenserie die ganze Welt erobert

Jetzt ist er schon 35 Jahre alt und immer noch nicht erwachsen, der gute Charlie Brown. Aber das wäre auch gräßlich bei einer Comic-strip-Figur, die in kindlicher Naivität als sympathischer ewiger Verlierer das Leben bewältigt. Und dreieinhalb Jahrzehnte schlägt er sich mit seinem kessen Beagle Snoopy herum, der ihn nachts gern mal mit Tritten an die Haustür weckt, weil es neben Herrchen im Bett halt gemütlicher ist als draußen auf der Hundehütte, oder weil er Hunger hat und dann den ganzen Kühlschrank ausräumt.

Charles M. Schulz ist mit seiner Zeichenserie „Die Peanuts" inzwischen mehrfacher Millionär geworden. Es sei ihm, der im übrigen recht bescheiden lebt und einem erwachsenen Charlie Brown recht nahe kommt, gegönnt. Schließlich beschert er Millionen von Lesern täglich eine Schmunzelpause. Seine Figuren und Sprechblasen, die er heute noch alle selbst zeichnet, erscheinen in 20 Sprachen in rund 1700 amerikanischen und anderen Zeitungen, es gibt 20 halbstündige Trickfilme fürs Fernsehen, drei Kinofilme und sogar ein Musical, das vier Jahre mit großem Erfolg am Broadway lief. Und Snoopy, der außerordentlich vielseitige und phantasievolle Hund, hat es weiter gebracht als praktisch die gesamte Menschheit: Er landete mit den amerikanischen Astronauten auf dem Mond.

Die beiden sind zusammen mit ihrer ganzen Gang nun auch in Farbe zu besichtigen:



Der Wolfgang Krüger Verlag in Frankfurt hat drei Bändchen mit den längeren Sonntags-Streifengeschichten von **„Snoopy & Die Peanuts"** herausgebracht (jeweils 9,80 Mark), die nächsten folgen im August. Im selben Verlag ist auch der Jubiläumsband **„Happy Birthday! Snoopy & Die Peanuts"** herausgekommen (160 S., 20 Mark), in dem Charles Monroe Schulz erzählt und an Beispielen demonstriert wie alles anfing.

Zu Charlie Brown und Snoopy stießen nach und nach die anderen Figuren dieses liebenswerten Mikrokosmos: der klavierspielende Beethoven-Verehrer Schroeder; dessen heiße, aber total unmusikalische Verehrerin Lucy, eine Nervensäge wie sie im Buche steht; deren Bruder Linus, der nette Junge mit der Schmusedecke; Charlie Browns jüngere Schwester Sally, die ständig mit Schulproblemen kämpft; die frühemanzipierte Peppermint Patty mit ihrer bebrillten Freundin Marcie; der Negerjunge Franklin und schließlich Woodstock, Snoopys eher schlecht als recht fliegender kleiner Begleiter.

PETER BÖBBIS

Keine Scheu vor kleinen Derbheiten

Für Heranwachsende: Neues von O. F. Lang und B. Cleary

Die Geigers sind schon eine bemerkenswerte Familie. Da ist der Vater Felix, der beim Fernsehen das Familienprogramm leitet, mit seinen vier Kindern aber gar nicht so toll klarkommt. Da ist Mutter Marianne, die von sich meint, keine gute Köchin und Hausfrau zu sein. Da gibt es das Kindergartenkind Ulrike, das meist auf dem Klo hockt, weil man zwischen engen Wänden besser nachdenken kann, den sechsjährigen Clemens, der für jede mittlere Katastrophe gut ist, darauffolgend Simon, dessen Hände einen Ekel vor Wasser und Seife haben und die 13jährige Judith, die Probleme mit dem Erwachsenwerden hat.

Ab und an gibt es noch die „normale" Oma, die heiß geliebt wird, und die „künstlerische" Oma, mit der alle ihre Schwierigkeiten haben. Sehr oft geht es hektisch zu, mit Verstimmungen und Krächen wie in allen Familien. Aber dann tritt ein Ereignis ein, das das Verhalten der Familienmitglieder verändert.

Ein kleiner Junge von fünf bis sechs Jahren taucht auf, von dem keiner weiß, woher er stammt. Er hat langes schwarzes Haar und braune Augen. Er heißt Angelo, spricht wie ein Erwachsener, duzt jeden, weiß alles, kann alles, bewirkt, daß in seiner Gegenwart alle die Wahrheit sagen. Für böse Menschen ist er unsichtbar.

Als er die Familie Geiger verläßt, schreibt er ihr nur zwei Zeilen: „Ich bin gekommen, und ich bin gegangen. Angelo". Aber es ist,

Othmar Franz Lang:
Angelo
Eine nicht alltägliche Familiengeschichte. Ueberreuter Verlag, Wien. 155 S., 19,80 Mark.
Beverly Cleary:
Ruf doch an, Papa!
Aus dem Amerikanischen von Doris Halter. Ueberreuter Verlag, Wien. 129 S., 16,80 Mark.

als wäre er gar nicht fortgegangen, und jeder, der mit ihm in Berührung kam, ist zum Guten verändert.

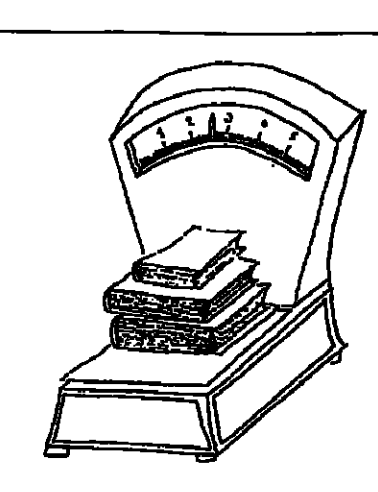
Aus einem hübschen Einfall entwickelt der Autor eine ganz zauberhafte Geschichte. Sie platzt vor prallem Leben fast aus den Nähten, scheut nicht vor kleinen Derbheiten und fast boshaften Psychogrammen zurück, liefert hinreißende Naturminiaturen und ist durchtränkt von einer heiter-naiven Religiosität (ab 12 Jahre).

Im Gegensatz zu Angelo hat Leigh Botts Minderwertigkeitskomplexe. Er findet sich gewöhnlich und sehr mittelmäßig. Ein Einzelgänger wider Willen, der unter der Trennung seiner Eltern leidet. Auch um Bandit, den zugelaufenen Hund, trauert er. Ihn nahm der Vater mit, der als Lastwagenfahrer unterwegs ist und sich selten blicken läßt. Die Mutter, mit der er sich gut versteht, hat sehr wenig Zeit für ihn. Sie arbeitet bei einem Party-Service und besucht Kurse, um Hilfskrankenschwester zu werden. Leigh ist neu in der kleinen kalifornischen Stadt und fühlt sich einsam. Die Wende in seinem Leben bringt eine Schulaufgabe: Er soll über einen Schriftsteller schreiben. In Abständen schickt er nun Briefe an den Verfasser des Buches „Sieben Arten, einen Hund zu unterhalten". Das Buch hatte die Lehrerin in der alten Schule vorgelesen, dann las er es selbst.

Nach einiger Zeit rät ihm der Autor, ein Tagebuch zu führen, und bald kann Leigh sich nichts anderes mehr vorstellen, als selbst Schriftsteller zu werden. Er nimmt an einem Wettbewerb für das „Jahrbuch junger Autoren" teil und erringt zwar zu seiner Enttäuschung keinen Preis, erhält aber eine lobende Erwähnung. Durch diese kann er an einem Essen mit einer „leibhaftigen" Autorin teilnehmen.

Als Leigh die Trennung der Eltern zu akzeptieren lernt und auf den Hund Bandit freiwillig verzichtet, ist er ein gutes Stück in seiner Entwicklung weitergekommen. Fabelhaft versteht es der Autor diesen wichtigen Lebensabschnitt darzustellen. Nach den ersten urkomischen Briefen gleitet die Schilderung unmerklich in eine schöne Ernsthaftigkeit, wenn auch lustige Einsprengsel nicht fehlen (ab 12 Jahre).

ANNELIESE ODRY



Simple Formel

So einfach sollte man es sich nicht machen. Erst recht nicht im Bilderbuch. **„Die grüne Insel und die graue Insel“** von Ivan Gantschev (Verlag Neugebauer Press, Salzburg. 32 S., 22,80 Mark) reduziert die Umweltprobleme auf die simple Formel: hie die glückliche grüne Insel, die sich mit einer Agrarwirtschaft à la Rousseau begnügt, da die graue Insel, überindustrialisiert und darum auf einen Krieg zur gewaltsamen Eroberung der grünen Idylle aus. Das Ergebis ist eine hübsch aquarellierte Lüge. mar

Forscherdrang und Reiselust

Angeregt von Erich von Däniken – man weiß nicht so recht, ob im Vertrauen auf oder aus Trotz gegen ihn –, ist der junge Schornsteinfegermeister, Flugzeugpilot und Privatgelehrte Peter Kaufhold nach Südafrika aufgebrochen, um dort nachzusehen, was an der Mär von prähistorischen außerirdischen Besuchern wirklich dran ist. Zu einem kon-



kreten Befund gelangt er natürlich nicht, dafür schildert er in seinem Jugendsachbuch **„Mit Rucksack und Bluejeans auf den Spuren der Weißen Götter“** (Georg Bitter Verlag, Recklinghausen. 186 S., 29,90 Mark) allerlei spannende Abenteuer. Man erfährt auch eine Menge über Land und Leute, doch die Mischung aus dubiosem Forschungsanspruch und ehrlicher Reiselust macht das Buch zwiespältig. Ohne den Bezug auf den Schweizer wäre Kaufhold bestimmt besser gefahren. sta

Kombinierte Tiergestalten

Es kann passieren, daß **„Irgendwo in Afrika“** ein Krokodil mit einem jungen Elefanten spielt oder eine Straußenmutter eine Schlange beschimpft, weil sie ihr ein Ei gestohlen hat. Ebenso kann man **„Irgendwo in Kanada“** drei Fischotter ihre Mahlzeit einnehmen sehen, während neben ihnen ein Biber einen Baumstamm annagt und ein Bär Honig nascht. Möglich wird dies durch Sara Balls Klappbilderbücher, deren Elemente (drei auf jeder Seite) beliebig kombiniert werden können – und das auf 343 verschiedene Weisen. (ars edition, München. je 9,80 Mark). no

Kerzenauspustekasten

Kinder ab 10 Jahre oder auch Erwachsene mit Talent für schwierige Aufgaben freuen sich über **„Peter Lustigs Bastelbuch“** von Burkhard Mönter (Verlagsgesellschaft Schulfernsehen. 56 S., 19,80 Mark). Viele Kinder kennen den freundlichen Peter Lustig in der Latzhose aus der ZDF-Sendereihe „Löwenzahn“. Hier versucht er – zusammen mit dem Physikprofessor Burkhard Mönter – einfache psysikalische Vorgänge spielerisch zu erklären. Die vielen übersichtlichen Abbildungen und gut verständlichen Bastelanleitungen wecken die Freude am Selbermachen. Ohne großen Werkzeug- und Materialaufwand entstehen interessante, lehrreiche Bastelarbeiten, so zum Beispiel Schiffe mit funktionierendem Antrieb, eine Wetterstation, die Selbstüberlistungsflasche oder der Kerzenauspustekasten. Meu-

Spielend lernen

Ein kunterbuntes, praktisches Beschäftigungsbuch für Jungen und Mädchen ab 8 Jahre ist **„Ich zeig dir was, und du machst mit“** von Ute & Tilman Michalski (Knaurs kunterbunter Kinder-Alamach. 240 S., 24,80 Mark). Aber auch Eltern und Erwachsene können so manche Anregung daraus entnehmen. Es bietet über 400 Spielideen, Basteltips und Vorschläge zum Festefeiern. Man findet eine Menge phantasievoller Anregungen, was Kinder je nach Jahreszeit, Wetter und Umgebung unternehmen können. Jede Seite enthält bunte Zeichnungen von Spielvorschlägen für drinnen und draußen oder vom schrittweisen Selbermachen bis hin zum gewünschten Spielzeug. Auch die beschreibende Textanleitung ist für Kinder leicht verständlich. Es gibt für jeden etwas: wie man ein Vogelhäuschen baut oder wie man sich eine bunte, ungiftige Knetmasse selbst herstellt. Man lernt mit Licht, Schatten und Luft experimentieren und immer wieder Spiele: im Schnee, auf der Wiese und im Wald, beim Wandern, im Krankenbett, im Garten, am Strand, im Zimmer oder beim Kindergeburtstag. B. M.

Zwillingsmädchen

Wie überwindet man die Qual der Wahl über den breiten Strom der Angebote guter Jugendbücher? Die beste Brücke ist immer der Reiz des Geheimnisvollen, in diesem Falle für die Zielgruppe Mädchen von 8 bis 18, von Janet Lunn schon im Titel ihre sspannenden Romans plaziert: **„Das Rätsel der Puppe“** (Herder Verlag, Freiburg. 120 S., 16,80 Mark). Die kanadische Autorin erzählt die phantastische Geschichte, die den Zwillingsmädchen Jane und Elisabeth passiert. Eine alte Puppe ist das Medium zwischen der Welt der Kinder und dem Reich des Übersinnlichen. Glänzend geschrieben, hübsch eingebunden ist das Buch durchaus eine Empfehlung wert. Bö.

Sprechendes Dromedar

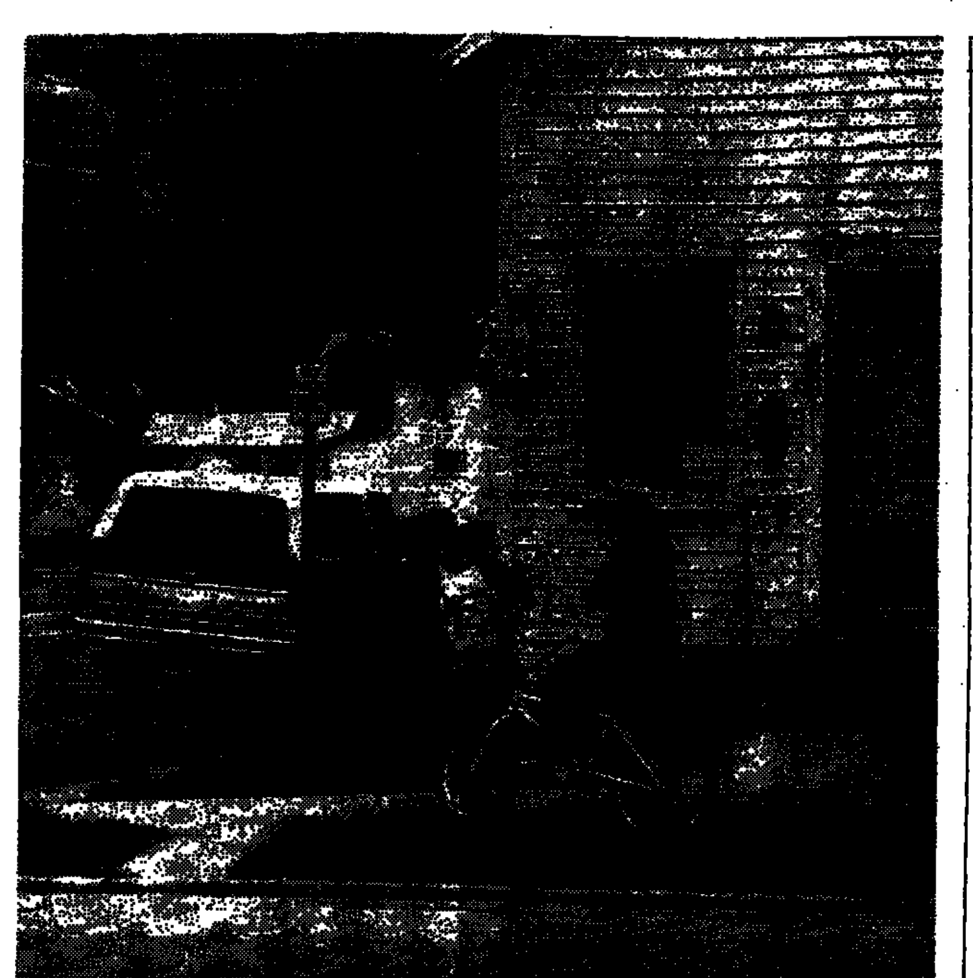
Wenn ein Nilpferd einen Ausflug macht, trifft es allerlei seltsames Getier: ein graues Ungetüm namens Elefant, einen polyglotten Storch, der sich auf seine Sprachkenntnisse einiges zugute hält, und ein Dromedar, das leider nur die arabische Sprache beherrscht, was die Konversation ungemein erschwert. Darüber hinaus erfährt der wißbegierige Dickhäuter, daß es beser sei, sich vor den Menschen zu hüten. Denn die, so teilt ihm das Nashorn mit, „töten uns, ohne uns hinterher zu fressen“. Unter dem Titel **„Ich bin das Nilpferd. Und wer bist du?“** hat Thomas Schweizer die amüsanten und nachdenklichen Erkundungen des Afrikabewohners im Frankfurter Insel Verlag (18,80 Mark) veröffentlicht. no

Von Igeln und Nadelkissen

Eine stachelige Bilder-Geschichte für die Allerkleinsten von Marcus Pfister: **„Wer ist mein Freund“** (Nord-Süd Verlag, Mönchaltendorf. Sechs Kartonblätter, 7,80 Mark) stellt in sehr hübschen



farbigen Abbildungen den Bezug vom Igel zu anderen stacheligen Gegenständen her: Kaktus, Kastanie, Bürste, Nadelkissen. Der Freund entpuppt sich auf den letzten Seiten als zweiter niedlicher Igel. Die stabilen Kartonseiten sind nicht so stachelig: Die kleinen Betrachter können sie nach Herzenslust ablecken. -orst



Zur Strafe aufs Land geschickt: Dorfszene in der US-Provinz
FOTO: MANFRED GROHE

Charley hat Mist gebaut

Literarisch aufbereitet: Drei Autoren bieten Lebenshilfe

Drei Titel sind vorzustellen, die sich mit dem schwierigen Hineinwachsen in einen neuen Lebensabschnitt beschäftigen, was stets die gleichen Probleme in immer neuen Variationen mit sich bringt.

Das Kinn ist viel zu klein, und es sitzt zu weit hinten. Der Unterkiefer paßt nicht zum Oberkiefer, gut um zwei Nummern zu klein ist er. Unterbiß nennt der Zahnarzt die Sachlage. Die Klassenkameraden nennen Thesi einfach Ameisenbär. Und als sie die Jungfrau Maria spielen soll, meinen sie, mit solch einer Nase könne man höchstens einen Ochsen oder Esel darstellen. So bleibt der 12jährigen nichts anderes übrig, als brav zu lernen, nur so, um die Zeit totzuschlagen. Denn außerhalb der Familie gibt es keine Kontakte.

Natürlich hat Thesi eine bildhübsche Schwester, deren Fotos sie klaut, um sich selber damit zu schmücken. Doch so etwas

Christine Nöstlinger:
Man nennt mich Ameisenbär ...
Oetinger Verlag, Hamburg. 158 S., 16,80 Mark.

Simone Schell:
Seeblick
Deutsch von Mirjam Pressler. Dressler Verlag, Hamburg. 118 S., 14,80 Mark.

Gary Paulsen:
Puffmaistage und Buttermilchnächte
Deutsch von Ulla Neckenauer. Dressler Verlag, Hamburg. 126 S., 14,80 Mark.

bringt nur Ärger, was ja schon das Sprichwort von den fremden Federn verheißt. Als sich die Krise in der Klasse zu einem Tomaten-Bombardement auswächst, fällt ihr die Großmutter ein, mit der die Familie verkracht ist. Der Vater schimpft sie Alkoholikerin, doch vielleicht hat sie deshalb Verständnis für alles Mögliche, außer für ihren Sohn. Und weil sie mit der gleichen Nase und dem gleichen Kinn ganz gut durchs Leben gekommenist, erteilt und schafft sie klugen Rat, so daß ihre Enkelin schließlich meint, auch ihr Leben halbwegs ordentlich hinkriegen zu können.

Schnoddrig witzig und mit viel Einfühlungsgabe von Christine Nöstlinger erzählt. Zwar kein neuer, doch ein sehr brauchbarer Fall von Lebenshilfe, gerade weil er so alltäglich ist (empfohlen ab 11).

Nicht um das Hier und Jetzt, sondern um Probleme aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs geht es Simone Schell. Die Villa Seeblick ist ein skurriles, altmodisches Haus an der holländischen Küste, das der Großvater 1870 hatte bauen lassen. Lousa erinnert sich, befreit sich schreibend von den Erinnerungen an den letzten Sommer in diesem Haus, der auch Abschied von ihrer Kindheit war. Die alte Villa, zerstört von den Jahren und der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg, wird verkauft und abgerissen, weil die Mutter sie nicht mehr halten kann.

Aber so einfach läßt sich Haus Seeblick nicht unterkriegen. Es bietet noch einmal seinen ganzen Zauber auf und schlägt die Bewohner in den Bann der verlorenen Zeit. Eindringlinge kommen: ein seltsam hexiges Mädchen und die ersten deutschen Sommergäste, „Mofs“ genannt, von den Erwachsenen skeptisch empfangen, von den Kindern mit offenem Haß verfolgt. Ein Verdrängungs- und Aufarbeitungsprozeß setzt ein, der bei den Halbwüchsigen in einer irren, verantwortungslosen Tat kulminiert.

Lousa, von anderen Sorgen geplagt und von höherer Einsicht geleitet, hält sich heraus. Konflikte, die mit Pubertät, Liebe, Eifersucht und gestörten Beziehungen ebenso viel wie mit dem Nationalsozialismus zu tun haben, verfilzen und entladen sich. Und dann wird das alte Haus abgerissen, Lousa bekommt ihre erste Periode, eine Epoche ist abgelaufen, der Weg nach vorn frei.

Eine aus zeitlichem Abstand und mit innerer Distanz erzählte Geschichte, die durch sprachliche Schönheit und Phantasie besticht. 13jährige, die nicht für alles endgültige Erklärungen brauchen und Sinn für die Poesie der Dinge haben, werden sich leicht einlesen. Breit empfohlen.

Von einem Sommer, der das ganze Leben verändert, erzählt auch Gary Paulsen in den „Puffmaistagen und Buttermilchnächten“. Er schickt seinen Helden Carley nach Norsten in Minnesota, einem Ort von bestenfalls zweihundert Einwohnern, weil er zu Hause Mist gemacht hat und seine Mutter nicht weiß, was sie mit ihm anfangen soll. Carley wird den Sommer bei seinem Onkel verbringen, während der Richter weiter über seinen Fall nachdenkt. Sachbeschädigung lautet die Anklage, Carley selber hält es für unverständliche Zerstörungswut. Er hat eine Garage angesteckt, eine große Garage in Minneapolis, einzig und allein, weil er dort Streichhölzer und einen Kanister Benzin gefunden hatte. Es gab keine Rechtfertigung und keine Erklärung. Als er nach der Vernehmung allein in seinem Zimmer saß, hatte er geglaubt, er sei nicht ganz richtig im Kopf. Trotzdem warf er kurz darauf die bunten Glasfenster einer Kirche ein.

Hier bei Onkel David und Tante Emily samt ihrer Kinderschar – nach letzter Zählung waren es sieben – kommt er langsam ins Lot. Zwar findet er sein Dasein verrückt, wenn er den städtischen Teil seines Gehirns benutzt, aber es tut ihm gut, den ganzen Tag in der Schmiede zu schuften und abends todmüde auf den Strohsack zu fallen. Jedoch nicht nur, weil ihm die Arbeit Befriedigung verschafft, mehr noch, weil er erfährt, daß er gebraucht wird.

Des Onkels Krise löst seine Probleme. Als Onkel David bewußt wird, daß die lebenslange Plackerei nicht einmal Zirkusgeld für seine Kinder eingebracht hat, besäuft er sich fürchterlich. Der Zirkus wird fixe Idee und Rettungsanker. Zusammen mit seinem Neffen baut er aus Schrotteilen für die Dorfkinder ein Ersatzvergnügen.

Das ganze Dorf gerät in einen Schaffensrausch, der alle Zerstörungstriebe hinwegfegt. Eine ebenso originelle wie literarisch sehr gut umgesetzte Problemlösungsidee, glaubhaft, weil auch Carley, der es ja wissen muß, rückschauend erzählt (ab 12).

LIESELOTT BAUSTIAN

Sprachspielereien

Verlage feiern ihre Jubiläen gern mit preiswerten Jubiläumsbänden. Und zugleich erinnern sie daran, was sie alles Schönes schon gemacht haben. Bei Beltz & Gelberg gehört dazu **„Janosch erzählt Grimm's Märchen“** (300 S., 15 Mark), jene gutgelaunten Travestien bekannter Motive, die in die Jetztzeit übertragen und gegenwärtigen – so gar nicht märchenhaften – Verhaltensweisen angepaßt werden. Mitsamt der krakeligen Zeichnungen von Janosch noch immer ein Vergnügen, so daß der Verlag gewiß nicht um den Absatz der 20 000 Jubiläumsexemplare bangen muß. Und bei dem Gedichtband **„Überall und neben Dir“** (Hrsg.: Hans-Joachim Gelberg. 304 S., 25 Mark) muß er es sicherlich auch nicht, denn beim Blättern entdeckt man Vergnügliches und Einprägsames, viele Verse mit Sprachspielereien und Sprachwitz. Es ist eine Sammlung, die aus sieben den Jahrbüchern der Kinderliteratur schöpft, vermehrt um einige Novitäten. P.

Gute-Nacht-Geschichte

Wie wäre es, wenn sich die Puppen Kinder halten und sie genauso rigoros wie die Kinder ihre Puppen behandeln würden? Richard Hughes hat das in der Geschichte von **„Gertrudes Kind“** (Diogenes-Verlag, Zürich. 38 S., 12,80 Mark)



drastisch und mit jenem bösen Witz erzählt, den Kinder mögen. Die grotesk-komischen Bilder dazu zeichnete Anne Wilsdorf, die sich inzwischen von dem Vorbild ihres Onkels Tomi Ungerer freigemacht und zu einem eigenen Stil gefunden hat. So recht eine Gute-Nacht-Geschichte für Kinder, die meinen, bessere Eltern verdient zu haben. er

Karneval in Venedig

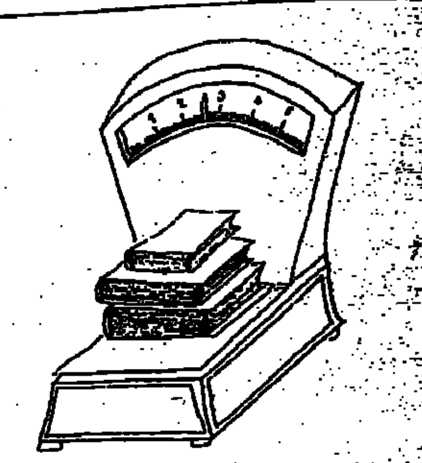
Die Geschichte ist recht simpel. Marco, ein siebenjähriger Venezianer, darf sich nicht wie die anderen zum Karneval verkleiden. Aber auf dem Nachhauseweg von der Schule trifft er eine Katze, die sprechen kann und die ihn mit zum Katzenkarneval nimmt. Monika Laimgruber haben die Stichworte von Edith Schreiber-Wicke zu dem phantasievollen Bilderbuch **„Katzenkarneval“** (Annette Betz-Verlag, Wien. 28 S., 19,80 Mark) angeregt, das die eigenartige Atmosphäre des Karnevals in Venedig, das Nebeneinander von Alltag und tollem Maskenspiel lebendig werden läßt. Wirklich ein Bilderbuch. ar

Sieg über die Hexen

„Echte Hexen“, verrät Roald Dahl, „tragen ganz normale Kleider, sehen auch wie ganz normale Frauen aus. Sie wohnen in normalen Häusern und üben ganz normale Berufe aus.“ Doch zum Glück gibt es versteckte Anzeichen dafür, daß es sich bei bestimmten weiblichen Wesen um echte Hexen handelt. So erzählt der Meister gruseliger Geschichten in seinem neuen Kinderbuch **„Hexen hexen“** (Aus dem Englischen von Sybil Gräfin Schönfeldt. Wunderlich Verlag, Hamburg. 181 S., 19.80 Mark), wie er als kleiner Junge in die Gewalt von echten Hexen geraten und trotzdem mit dem Leben davongekommen ist, und zwar mit Hilfe seiner zigarrenrauchenden und in Zaubertricks versierten Großmutter. ewi

Heitere Tierwelt

Rechtzeitig vor Ostern bringt der Diogenes Verlag, Zürich, anläßlich des 120. Geburtstags der Autorin den Kinderbuch-Klassiker **„Die gesammelten Abenteuer von Peter Hase“** von Beatrix Potter (Aus dem Englischen von Claudia Schmölders. 79 S., 29.80 Mark). Der Band



enthält die Geschichte des Titelhelden, des Kaninchens Benjamin, der Flopsi-Kaninchen und des Herrn Gebissig. Diese Erzählungen aus einer heiteren Tierwelt sind für alle Altersgruppen vergnüglich zu lesen: wie z.B. der vorwitzige Peter Hase sich in Gregersens Garten wagt, obwohl er weiß, daß Frau Gregersen bereits aus seinem Vater Fleischpastete gemacht hat. Nur wenige Duelle sind so aufregend geschildert wie der Kampf zwischen Bobbi Dax und Herrn Gebissig. wis

„Compact-Lionni“

Nun gibt es einen großen, dicken Leo-Lionni-Band. Neu ist in **„Frederik und seine Freunde“** (Middelhauve-Verlag, Köln. 146 S., 38 Mark) allerdings nur „Der Buchstabenbaum“. Die anderen zwölf Geschichten – von „Frederik“ über „Swimmy“ bis zur „Maus mit dem grünen Schwanz“ – liegen schon länger als Bilderbücher vor. Aber jetzt hat man sie gebündelt und mit einem Essay von Bruno Bettelheim (s. WELT vom 21. 2. 86) bereichert. Sozusagen ein Compact-Lionni, betrachtens- und lesenswert, wenngleich nicht ganz so bilderreich wie die Einzelausgaben. P. D.

Mäuse als Assistenten

Fledermäuse gehören eigentlich nicht zu den Lieblingstieren der Kinderwelt. Aber **„Die Pipistrellis“**, die wir in der Geschichte von Eveline Hasler und vor allem in den Bildern von Józef Wilkoń (bohem press, Zürich. 28 S., 19,80 Mark) kennenlernen, sind da von ganz anderer Art. Schon auf dem Titelblatt lächeln sie dem Leser so umwerfend entgegen, daß sich die üblichen Assoziationen an Schauer- und Vampirgeschichten gar nicht erst aufdrängen. Und dabei bleibt es auch im Buch, denn diese Fledermäuse – mit ihren ungeflügelten Vettern als Assistenten – wissen allerhand Kunststücke vorzuführen. Da die hübschesten Tricks aber nichts nützen, wenn sie keinen Beifall finden, kehren die Pipistrellis, nachdem sie ihren Turm wegen eines Brandes verlassen hatten, schließlich nach einem Abstecher in die weite Welt doch wieder in die altgewohnte Behausung zurück. P. Jo.

Der Baum im Meer

Es ist keines der populären Märchen der Brüder Grimm, **„Das singende springende Löweneckerchen“**, die deutsche Variante der Geschichte von der Schönen und dem Biest. Aber die Bilderbuchversion von Renate Seelig (Ellermann Verlag, München. 28 S., 20 Mark) verleitet schon durch ihre reizvollen Illustrationen dazu, die Geschichte wieder einmal zu lesen. Denn märchenhafte Bilder wie der Kampf des Löwen mit dem Dra-



chen oder der Baum, der mitten im Meer wächst, damit sich der Greif ausruhen kann, der den Königssohn mit seiner treuen Braut zurückbringt, schaffen für das unwirkliche Geschehen eine eigene, schöne Realität. Pet.

Märchen nur gegen Schnaps!

Biographisches über die Grimms und Andersen

Das Jubiläumsjahr eines der Brüder Grimm, das des 1785 in Hanau geborenen Jacob, hat nicht nur eine stattliche Anzahl von Neuauflagen der „Kinder- und Hausmärchen", von Auswahlbänden und Märchenbilderbüchern gebracht, sondern dazu auch eine Lebensgeschichte der Märchenbrüder, erzählt für Kinder ab neun Jahren. Inge Maria Grimm, selber eine nahe oder ferne Nachfahrin von Jacob und Wilhelm, unternimmt es, in dreizehn Episoden – unterbrochen von zwölf Märchen, die ihr besonders gut gefallen – Grundschülern zu erklären, wie die Märchen in die Märchenbücher gekommen sind.

Nach einem einstimmenden Vorwort, das vor Augen führt, wie schlimm es wäre, wenn wir heute nichts vom Rotkäppchen, dem Tapferen Schneiderlein oder der Frau Holle wüßten, setzt die Handlung ungefähr 1795 in Steinau, einem hessischen Residenzstädtchen, ein. Die beiden ältesten Söhne des

Inge Maria Grimm:
Es war einmal ...
Aus dem Leben der Märchenbrüder Jacob und Wilhelm Grimm. Herder Verlag, Freiburg. 128 S., 18,18 Mark.

Domenego/Eskelund/Handsur (Hrsg.)
Dieser Herr Andersen
Hans Christian Andersen und sein Dreivierteljahrhundert. Herder Verlag, Freiburg. 176 S., 29,80 Mark.

Justizamtmannes Grimm und seiner Frau Dorothea kommen von der Schule nach Hause und sitzen mit ihren Elten, der Tante Schlemmer, die viel fürs Lesen und Schreiben getan hat, drei jüngeren Brüdern und einer kleinen Schwester zu Tisch. Eine unbeschwerte Familienidylle, deren Tage gezählt sind.

Anfang Januar 1796 stirbt der Vater, nicht älter als fünfundvierzig Jahre, und hinterläßt eine Witwe mit sechs kleinen Kindern. Der große Dienstwohnsitz muß geräumt werden. Neben dem betagten Großvater mütterlicherseits kümmert sich vor allem Mutters Schwester Henriette Zimmer, Erste Kammerfrau der Landgräfin Karoline, um die zwei begabten Jungen. Sie gibt sie in Kassel in Pension und läßt sie das Gymnasium absolvieren. Als Marburger Studenten erleben wir sie wieder, wenn sie ihre inzwischen dorthin übergesiedelte Familie besuchen.

Das Märchensammeln liegt jetzt in der Luft. Steine, Schnecken, Pflanzen und Insekten sind für Jacob und Wilhelm passé. Die alte Marie aus der Märchenapotheke Wild liefert ihnen den ersten Stoff. Bald schließen sie Bekanntschaft mit der Marburger Märchenfrau im Elisabeth-Hospital sowie der Dienstmagd Lenhardin, und dann führt ein glücklicher Zufall die berühmte „Viehmännin" ins Haus, die eigentlich Butter und Eier verkaufen will.


Andrzej Ploski: H. C. Andersen als häßliches Entlein (s. Rezension unten im Kasten)

Bei dieser geübten Erzählerin ruhen die Märchen so unverrückbar im Gedächtnis, daß sie ihr stets in der gleichen Wortfolge gelingen. Als weiterer wertvoller Zulieferer fungiert der pfiffige Dragonerwachtmeister Friedrich Krause, der sich nur gegen einen anständigen Schluck oder brauchbare Stiefel anzapfen läßt. Dafür wartet er aber mit zünftigen Soldatenmärchen wie „Der Stiefel von Büffelleder" auf. Die Brüder haben ihr Studium abgeschlossen, und Jacob arbeitet als Bibliothekar im Wilhelmshöher Schloß, als 1812 der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen" auf dem Tisch liegt. Ein empfehlenswerter, mit reizvollen Vignetten und Zeichnungen ausgestatteter Band.

Wo die Brüder Grimm zugegen sind, sollte Herr Andersen nicht fehlen. Doch „Dieser Herr Andersen" kommt ganz anders daher, als man es von dem auflagenstärksten Kinderpoeten erwartet. Seine Herausgeber wollen nämlich ihr Buch als einen Besuch bei ihrem Märchenerzähler, seinen Zeitgenossen und seinem Dreivierteljahrhundert verstanden sehen.

Nun ist dieser Besuch aber weder Selbstzweck noch freundliche Geste, er wird vielmehr aus pädagogisch-politischen Gründen, das heißt zur Erstellung eines gesellschaftskritischen Informations- und Lesebuches, abgestattet, wie es leicht abschreckend heißt. Dafür wird dann auch ein spezieller Buchtyp geschaffen mit literarischen, dokumentarischen und sachlichen Texten in einer Haupt- und Nebenspalte, mit vielen Hinweisen und Verweisungen kreuz und quer, mit Bildern und Rahmentexten.

Der ganze Hans Christian Andersen soll es sein, der Kinderpoesie und Gesellschaftskritik zu vereinen wußte, schreiben die Herausgeber und schicken einen Herrn Andersen auf den Weg, von dem nur wenige Geschichten abgedruckt sind. Die Geschichte von dem „Kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzern", eine Geschichte vom Klatsch auf dem Hühnerhof, eine von einem Kragen und einem Strumpfband, die sich blauen Dunst vormachen, und als Paradebeispiel für Volksverdummung „Des Kaisers neue Kleider". Die übrigen Andersen-Texte sind meist Tagebuchnotizen, Ausschnitte aus Briefen, Marginalien. Den weitaus größten Teil des Buches füllen über achtzig Autoren des 19. Jahrhunderts. Jeder Bericht, jedes Zitat, jeder Autorenname möchte dem Leser einen Denkanstoß versetzen, ein Apropos für die weitere eigene Lektüre.

Die acht Themengruppen tragen folgende Titel: Lernjahre, Kindheit, Erzählen, Auf Reisen, Ferne Länder, Mächtige und andere, Oben und unten, Leute. Es äußern sich dazu so heterogene Denker und Schreiber wie Heine, Hauff, Nestroy, Glaßbrenner, Auerbach, Barrett-Browning, Beecher-Stowe, Matthias Claudius, Thackeray, Twain und sogar De Amicis. Noch reichhaltiger fällt der Informationsvorrat aus, den die schmalen Spalten am Rand (oben, unten und daneben) bereithalten: Zitate, Zeitungsmeldungen, Chronologien bemerkenswerter Ereignisse, Gedichte, Erklärungen schwieriger Begriffe, Übersetzungen der Fremdwörter. Es gibt eigentlich nichts, was dort nicht auftaucht.

„Dieser Herr Andersen", dieses Buch über Hans Christian Andersen, ist weniger ein Buch über ihn als um ihn herum. Es absorbiert alles, was sich vom Anfang bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zugetragen hat. Das ergibt unendlich viele Häppchen, die bei langem Atem und guter Sehschärfe (teilweise Augenpulver) mit Genuß geschluckt werden können. Ein Lob verdient die Ausstattung mit Scherenschnitten, Karikaturen, Gravüren und Fotos (ab 12 Jahre).

LOTTE STAU

Der furchtbare siebenköpfige Mausekönig

Wie soll man Märchen bebildern? Die konventionelle Art ist die einfachste – und meist auch langweiligste. Chihiro Iwasaki führt das bei **„Schneewittchen und die sieben Zwerge"** (Verlag Neugebauer, Salzburg. 44 S., 22,80 Mark), vor. Die Bilder mit Kreide und verlaufender Wasserfarbe malen nur nach, was in der Geschichte eh schon beschrieben ist. Das ist „niedlich" – und viel zu wenig.

Man kann Märchen, besonders die Kunstmärchen, auch völlig gegen den Strich bürsten. Das hat Andrzej Ploski mit Hans Christian Andersens **„Das häßliche junge Entlein"** (Carlson Verlag, Reinbek. 96 S., 24 Mark) getan. Er deutet die Geschichte (was zulässig ist und im biographischen Vorwort von Per Olov Enquist auch begründet wird) als überhöhte Autobiographie. Die Entenfamilie ist deshalb ins Menschliche übersetzt, unter die Andersen als melancholischer Schwan geriet. Es ist eine Parade häßlicher, grinsender, blöder oder hochmütiger Physiognomien, unter die Ploski seinen Helden versetzt. Und es sind Szenen der Einsamkeit oder der Flucht, aus ungewöhnlichen Blickwinkeln betrachtet, die eine stupende Beherrschung der Zeichenfeder und der graphischen Kunst verraten. Nur, für Kinder ist das Buch nicht geeignet.

Josef Paleček, der das persische Volksmärchen **„Der Zauberhain"** (von Libuše Paleček nacherzählt und von Gertrud Fussenegger übersetzt) illustriert hat (Verlag Neugebauer Press, Salzburg. 44 S., 22,80 Mark), verzichtet auf solche Eskapaden. Er orientiert sich an der Farbigkeit und dem Stil persischer Miniaturen. So entstand ein bezauberndes Bilderbuch, weil sich die Autoren dem Stoff ganz ungekünstelt und zugleich kunstvoll zugewandt haben.

Mit solcher Einfachheit mag sich Mauric Sendak nicht zufrieden geben, besonders wenn es um eine so vertrackte Geschichte wie E.T.A. Hoffmanns **„Nußknacker und Mausekönig"** (C. Bertelsmann Verlag, München. 102 S., 48 Mark) handelt. Ausgangspunkt dieser Illustrationen war eine Ausstattung des Nußknacker-Balletts von Tschaikowski für das Pacific Northwest Ballet in Seattle. Die Figuren im Buch wirken deshalb ein wenig puppenhaft.

Die Geschichte in der Geschichte, das Märchen von der harten Nuß, das im Ballett nicht vorkommt, illustrierte Sendak jedoch unabhängig von der Theaterarbeit. Zugleich kamen noch allerhand Randzeichnungen und Vignetten zur Hauptgeschichte dazu. So ein attraktives Bildergeschichten-Buch wurde daraus, vor allem, weil der Zeichner sich nicht scheut, der lieblichen Gestalt der Marie den Paten Droßelmeier und den siebenköpfigen Mausekönig als gespenstige, furchteinflößende Figuren gegenüberzustellen. Überhaupt herrscht bei Sendak das groteske, absonderliche Personal vor.

Das Wechselspiel zwischen Phantasie und Realität verschiebt sich dadurch allerdings mehr ins Unwirkliche, Märchenhafte. Aber das kann der Geschichte, deren Erzählweise bei heutigen Kindern kaum eine unmittelbare Identifikation auszulösen vermag, nur zu einer neuen Wirklichkeit verhelfen.

PETER JOVISHOFF

Im Biberwald, wo Tiere und Kinder glücklich sind

Seelenschmerz und Umwelt: Zwei Bücher vom Klopp Verlag

Der Brite Bernard Ashley weiß, worüber er schreibt, wenn er die tristen Slums am Ufer der Themse von London schildert. In den engen Wohnungen hocken die arbeitslosen Männer, tagaus, tagein hinter ihren Zeitungen versteckt im Sessel, sommers wie winters nur mit Unterhemd und Hose bekleidet. Und wenn die letzte Zeile des „Daily Mirror" oder von „The Sun" gelesen ist, greift die eine Hand zur Fernseh-Fernbedienung, die andere Hand gießt Bier nach.

Ashley, Lehrer an einer Vorortschule in London, hat sich auch schon in seinen früheren Jugendromanen mit den Problemen der Kinder befaßt, die hier in diesen Slums aufwachsen, deren Dasein von Armut und Engstirnigkeit ihrer Mitmenschen geprägt wird, die für Träume und Illusionen längst keine Zeit mehr haben. Die Heldin in Ashleys

Bernard Ashley:
Flucht in die Sonne
Aus dem Englischen von Christa Schuenke. Klopp Verlag, Berlin. 224 S., 18,80 Mark.

Andreas Fischer-Nagel und Christel Schmitt:
Eine Biberburg im Auwald
Klopp Verlag, Berlin. 144 S., 16,80 Mark.

neuem Roman heißt Patsy, eine aufgeweckte 11jährige. In der Schule kommt sie gut voran. Zuhause aber wird ihr Leben von den Launen des Stiefvaters, des Zweijährigen Halbbruders und den ständigen Migräneanfällen der übermüdeten Mutter bestimmt.

Patsy haßt den Stiefvater und reißt bei erster Gelegenheit aus. Sie fährt auf einem Boot mit Schauspielern davon, die die Themse hinunter an die Küste wollen, um dort ein Theaterstück aufzuführen – und an der Küste ist Patsy aufgewachsen. Dort, so glaubt das Kind, werde sein Kummer ein Ende haben. Wie das genau geschehen soll, darüber denkt die Träumerin nicht nach. Am Ende ihrer Reise aber steht das Erwachen zu einer Realität.

Zunächst sieht der Leser alles durch Patsys Augen – die häßlichen Seiten ihres Lebens wie den jähzornigen Stiefvater, die leidende Mutter, die grauen Mietskasernen, doch auch die schönen Momente schildert der Autor aus der Sicht des Mädchens, das sich seinen Optimismus nicht durch Fehlschläge und Ängste nehmen läßt. Da ist zum Beispiel die Themse im Sonnenlicht, da ist das Abenteuer Freiheit und das Gefühl, Freunde gefunden zu haben.

Im Laufe des Buches zeigt Ashley uns mehr vom angeblichen Fiesling Edwin Green, dem Stiefvater. Er ist im Grunde nur ein zutiefst unglücklicher, kein böser Mann; die Suche nach Patsy wird ihn nachhaltig beeinflussen und seine verschütteten guten Seiten herauskehren. Diese Vielschichtigkeit und Ashleys Gabe, mit Humor und Sinn für Spannung eine Geschichte mit Tiefgang ohne erhobenen Zeigefinger zu erzählen, machen das Buch lesenswert.

Die Natur spielt auch in „Eine Biberburg im Auwald" von Andreas Fischer-Nagel und Christel Schmitt eine große Rolle. Die Geschichte wendet sich an Kinder ab acht Jahren und ist in der Erika-Klopp-Reihe „Umweltbuch" herausgekommen. Überschreiben könnte man diesen liebenswert Ausflug in die Welt der Biber mit dem Titel „Was ich schon immer einmal über Biber wissen wollte".

Einige der selten gewordenen Nager tauchen im Auwald an der Isar auf, und wie es sich für ein Kinderbuch in klassischer Tradition gehört, entdecken ein paar Kleine beim Spielen die Biberburg. Die Kinder machen sich daran, den Bibern im Auwald, wo diese Tiere längst ausgestorben sind, ein neues Zuhause zu schaffen. Was aufwendige Aktionen oft nicht erreichen, gelingt ihrem Engagement.

Das glückliche Ende macht die Lektüre dieses Büchleins, dessen Moral ganz unauffällig daherkommt, erfreulicher als vieles, was noch vor wenigen Jahren in der Sparte „Realität für Kinder" geboten wurde. Das hatte immer viel mit Herzeleid und Zerstören schöner Träume durch die miesen Erwachsenen zu tun. Also auf in den Biberwald, Biber ansehen!

MARGARETE v. SCHWARZKOPF

Barry entdeckt Egonia

Science-Fiction-Abenteuer im Weltraum und auf der Erde

Das Szenarium der von Thomas Le Blanc herausgegebenen Serie „Sternenschiff der Abenteuer" ist im Jahr 3355 nachchristlicher Zeitrechnung angesiedelt. Die Menschen haben sich seit dem 21. Jahrhundert weit über die Galaxis ausgebreitet, haben ferne Planeten erkundet und urbar gemacht. Imperien sind entstanden und wieder untergegangen.

Neben vielen sich selbst regierenden Sternensystemen gibt es die „Konföderation", eine Vereinigung von etwa 150 besiedelten Planeten, zwischen denen ein ständiger Handelsverkehr herrscht. Ein Schiff von vielen, die zwischen den Planeten pendeln, ist die „Rittersporn", Heimat der Familie Rosen. Kapitän Ebner Rosen hatte das gigantische, verlassene Sternenschiff einer unbekannten Rasse im All treibend aufgefunden. Dieses Schiff, das für die Besatzung geheimnisvoll geblieben ist, die Frachtflüge, Begegnungen mit Fremdlingen und die dabei zwangsläufigen gefährlichen Abenteuer, die die Rosen-Kinder erleben, bilden den Rahmen für ein farbiges und spannendes Geschehen, das Phantasie und technisches Verständnis gleichermaßen anregt.

Zu einer anderen Art der Entdeckungsreise in die Himmelsrichtung Phantasie lädt Lionel Davidson ein. Beim Baden an den felsigen Klippen Cornwalls wäre der dreizehnjährige Barry Gordon beinahe ertrunken. Als er sich die Stelle später genauer ansieht, entdeckt er eine Höhle und damit den Eingang zu einem Land namens Egonia unter dem Meeresgrund.

Der 99jährige Sohn des Präsidenten von Egonia, Dido, zeigt Barry alle Wunder dieses Traumlandes. Es ist ein technisches Paradies, unserer Zivilisation um tausende Jahre in der Entwicklung voraus, in dem Barry sich grob und ungeschlacht vorkommt. Nach etwas umständlichen Versuchen, kosmische Geheimnisse mitzuteilen, gelingen dem Autor doch noch einige recht phantasievolle Beschreibungen, z. B. von Egonia-eigenen Sportarten.

Eine phantastische Geschichte nennt Hermann Moers seine „Reise nach Unisonien". Ludwig, der alte Puppenspieler, hinterläßt vier lebendige Puppen, als er stirbt: Sonja, die eitle Tänzerin; Harald, den Kapitän mit dem Ordnungstick; Wendel, einen Clown, der nur an andere denkt und von sich selbst

Martin Hollburg:
Das Kristallhirn
Die Zeitfalle der Delamere
Franckh-Kosmos Verlagsgruppe, Stuttgart. 127 bzw. 144 S., je 12,80 Mark.

Lionel Davidson:
Unter dem Pflaumensee
Rowohlt Verlag, Reinbek. 171 S., 7,80 Mark.

Hermann Moers:
Die Reise nach Unisonien
Rowohlt Verlag, Reinbek. 160 S., 19,80 Mark.

nichts hält, und Berta, die kluge Ärztin, die sich auf niemanden verlassen mag. Klar, daß bei solch divergierenden Charakteren häufig Streit herrscht. Schließlich wollen sie gar nichts mehr miteinander zu tun haben, und schon bald nach Ludwigs Tod gehen sie auseinander.

Doch nun beginnt für sie eine schlimme Zeit voller Schrecken und Angst, und es dauert lange, bis sie in ihrer Verzweiflung schließlich erkennen, was ihnen fehlt.

HARALD WATERMANN

Groteske Geschichte

Ihre Bilder sind heller geworden. Lisbeth Zwerger bevorzugt jetzt lichte, zarte Farben. Aber die Geschichte, die sie sich diesmal ausgesucht hat, **„Die Retter des Vaterlands"** von Edith Nesbit (Verlag Neugebauer Press, Salzburg. 28 S., 19,80 Mark), verlangt eher nach einem kräftigen und grotesken Pinsel. Es geht nämlich um ein Städtchen, das von einer Drachenplage heimgesucht wird. Zuerst sind sie nur ohrwurmgroß, aber bald entwickeln sie sich zu Riesenexemplaren, die Fahrräder und Kinder entführen. Auch die beiden Helden, Effie und Harry, die den heiligen Georg reaktivieren wollen, was jedoch an dessen permanenter Schläfrigkeit scheitert, schnappt sich so ein Drache. Auf einem Berg können sie ihm allerdings in eine schützende Höhle entwischen. Dort finden sie riesige Wasserhähne, mit denen Wind, Sonne, Regen usw. zu erzeugen sind, denen die Drachenbrut erliegt. Das wird von Edith Nesbit mit unterkühltem, trockenem Humor erzählt, der das Bedrohliche und Gefährliche nicht bagatellisiert. Lisbeth Zwergers Bilder vermögen dem Schrekken jedoch nicht gerecht zu werden. Sie sind zu freundlich, die Drachen wirken putzig, aber nicht furchteinflößend, und so gerät alles ein wenig ins Harmlose. Lisbeth Zwerger ist gewiß eine der herausragenden Kinderbuchzeichnerinnen. Aber diesmal hat sie sich die falsche Geschichte ausgesucht.

P. D.

Hellsehen kann jeder

Wie lernt man zaubern und vor allem, wie kann man es bewerkstelligen, daß man mit wenig Aufwand, aber mit viel Wirkung vor seinen Freunden als Clown auftreten kann? Diese Fragen und viele andere mehr beantwortet Klaus-Peter Wolf in dem Jugendbuch **„Meine Freunde die Clowns"**, das in diesen Tagen im Lenz Verlag, München, erscheinen wird (111 S., 19,80 Mark). Die Illustrationen stammen von Ari Plikat, die nicht nur die hübschen Geschichten rund um die Spaßmacher ergänzen, sondern auch anschaulich machen, wie man mit einfachen Tricks unter Verwendung so gewöhnlicher Gegenstände wie beispielsweise Streichhölzern, Papierstreifen und Schmierseife sich seine eigenen Zauberrequisiten basteln kann. Wolfs kleine Geschichten reichen von dem Kapitel „Mein erster Auftritt und der Kugeltrick" bis zum „Geheimen Theater – geheime Clownerien". Seinen jugendlichen Lesern verrät er: „Hellsehen kann schließlich jeder".

Bo.

Was Drachen gern essen

Astrid Lindgrens Bilderbuch zum Vorlesen **„Der Drachen mit den roten Augen"** (Deutsch von Senta Kapoun, Bilder von Ilon Wikland. Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg. 16,80 Mark) erzählt auf 24 Seiten mit wunderschönen farbigen Illustrationen die Geschichte eines liebenswerten grünen Drachens, der von seiner „vermutlichen" Schweinemutter mit den zehn kleinen neugeborenen Ferkelchen als weiteres Kind abgelehnt wird und daher von den beiden auf dem Bauernhof lebenden Geschwistern mit Kerzenstummeln, Schnüren und Korken – „alles, was Drachen gern essen" – gefüttert werden muß. Der grüne Drache bedankt sich schwanzwedelnd bei den Kindern, kann lachen und weinen und fliegt glücklich singend in die Lüfte, mitten in den Sonnenuntergang hinein.

R. Sto.



